5. d. d. auth. Dr. Philos. Rößler, diac. ad S. Max

Haasenritter 1834

Phil. Pract.
1278 m

Worte

der

Vernunft, des Rechtes

und der

Freiheit,

gegen

Abbé de la Mennais'

„Worte eines Gläubigen.“

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1834.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Worte

der

Vernunft, des Rechts

und der

Freiheit.

Um einen Menschen ganz zu verstehen, reicht es nicht hin, seine Persönlichkeit als Erscheinung in der Gegenwart zu beobachten, einzelne Handlungen von ihm zu sehen, einzelne Aeußerungen von ihm zu hören oder eine Schrift von ihm zu lesen; man muß vielmehr mit der Geschichte seiner Bildung bekannt zu werden suchen, man muß erforschen, wie es kam, daß er das wurde, was er geworden ist, man muß seines Wortes Deutung in dem Zusammenhang seines Lebens mit seiner Denkweise finden. — Diese Gedanken drängten sich uns aufs Neue auf, als uns des Herrn Abbé de la Mennais neueste Schrift zu Gesicht kam: „Paroles d'un Croyant 1833. Par F. de la Mennais. Paris Eugène Renduel 1834" teutsch: Worte eines Gläubigen vom Abbé de Lamennais. Aus dem Franz. frei übertragen u. s. w. Grimma 1834. In Commission des Verlags-Comptoirs daselbst. Schwerlich wird Jemand, der das Buch lies't, ohne Kunde

von seinem Verfasser zu haben, wissen, was er damit anfangen, wie er über den Gesammtinhalt urtheilen und die rasendsten Gegensätze, die darin vorkommen, vereinigen soll. Ein religiöser Sinn, der sich in heißen Gebeten ergießt und überall nur in der Heimkehr zu Gott und Jesu Heil und Ruhe findet, offenbart sich in 42 Paramythien überall neben den fürchterlichsten Ausbrüchen des wüthendsten Königshasses; die dringendsten Aufforderungen zur Gerechtigkeit, Menschenliebe und Barmherzigkeit paaren sich hier mit Vorschlägen, die ungerechtesten, grausamsten Maasregeln zu ergreifen, zu welchen sich nur ein Herz mit dem giftigsten Hasse erfüllt entschließen könnte; hohe Ansichten von der Würde des Menschen als eines freien Wesens wechseln mit Aufforderungen ab, den wilden unzähmbaren Bestien der Wälder ähnlich zu werden, die ihren Feind zerreißen und gierig sein Blut saugen; und die hin und wieder durchschimmernde Idee der wahren Freiheit geht unter in dem wiederholten Aufruf: der Leidenschaft alle Zügel schießen zu lassen und so das Joch der gräßlichsten Sclaverei zu tragen, — der Sclaverei der Sünde und des Verbrechens. Das also sind Worte eines Gläubigen! Das also sind Wünsche, Hoffnungen und Bestrebungen eines Mannes, der bei einem festen religiösen

Sinn selbst Priester der Kirche ist und — wenn seine Biographen nicht lügen, ein vortrefflicher Mann, voll Herzensgüte, Einfalt und Liebenswürdigkeit sein soll! Wer vermag diese Räthsel zu lösen? Ist das fragliche Buch blos das Erzeugniß, das verworrene Spiel einer zügellosen Phantasie, wie sie auch vielleicht einmal den ruhigern Menschen in schweren Träumen wider seinen Willen beschäftigt und beim Erwachen mit Grausen erfüllt? Aber dann hätte der Herr Abbé die Phantasie mit der schwarzen Nacht, die sie gebahr, verschwinden lassen und nicht aller Welt erzählen sollen. Wenigstens kann das Buch, in welchem er jene niederlegte, dem Glauben an seine Vortrefflichkeit keine neuen Stützen geben. — Oder, er sann wachend über die Mittel nach, die unverkennbaren und fühlbaren Uebel der Zeit zu mildern; es stellten sich seinem sinnenden Geiste alle Möglichkeiten dar, den Druck zu heben, Freiheit, Recht, Ordnung und Wohlstand herbeizuführen; er gedachte unwillkührlich auch der Gewalt, der Selbsthülfe, zu welchen oft schon geschritten wurde; — aber daß er gerade diese Mittel zu ergreifen empfahl, kann doch wohl kein Beweis für die an ihm gerühmte Herzensgüte sein. — Oder, er ging an der Hand der Geschichte die Zeiten durch,

sahe das Elend und das Glück der Menschen, fand, daß jenes oft größer war, als dieses, sahe die Anstrengungen der Völker und der einzelnen Menschen und wünschte ihnen aus gutem Herzen die glücklichsten Erfolge ihres Strebens, ihrer Bemühungen, ihrer Kämpfe; — aber diese Wünsche so auszusprechen, wie er es in seinen „Paroles“ gethan hat, stellt ihn doch wahrhaftig nicht in seiner Liebenswürdigkeit dar. Er predigt Empörung; er wünscht eine allgemeine Weltrevolution; alle Völker der Erde sollen sich empören, — dann wird's besser werden!! Ein menschenfreundlicher Wunsch, der Wunsch eines liebenswürdigen Heilsstifters. Es bleibt also nur noch die ihm zugeschriebene Einfalt übrig und diese wollen wir ihm nicht streitig machen; nur, daß wir sie ihm in einem etwas andern Sinne beilegen, als seine Lobredner. Wir wissen zwar wohl, daß auch ein einziges Sandkörnchen in der Waagschale mehr oder weniger, auf das Steigen oder Fallen derselben einen Einfluß hat; wer aber, wie Herr de la Mennais, glaubt, mit dem Körnchen seiner Afterweisheit eine Welt aus ihrem Gleise zu rücken; wer, wie er, Gesetz und Gerechtigkeit verhöhnend, bei allen Besseren Unwillen, Zorn, Ekel und Abscheu erregt, und durch die Hefe der Menschheit, bei

welcher seine revolutionären Reden Anklang finden könnten, das Heil der Welt auf Ewigkeiten zu gründen wähnt, der kömmt uns, so grimmig, ungebehrdig, wüthend und rasend er sich auch anstellen mag, dennoch — sehr einfältig vor. Bei alle dem sind wir weit entfernt, den Charakter des Hrn. de la Mennais zu verdächtigen. Im Gegentheil fühlen wir uns sehr geneigt, bei ihm große Tugenden zu suchen. Aber die Tugend selbst leidet bisweilen an Uebertreibungen, die Tapferkeit hat ihren Uebermuth, wie die Bescheidenheit ihre Verzagtheit; große Güte artet in Schwäche und die Gerechtigkeit selbst in Härte aus. So ließ ein Sultan einem Großen seines Reiches den Kopf abschlagen, weil dieser einer armen Frau kein Almosen gegeben hatte; so schlug ein erwachsener Knabe einen kleinen todt, weil dieser einen noch weit kleinern bei den Haaren gerauft hatte. Und nicht viel besser als jenem Sultan und diesem Knaben scheint es dem Herrn de la Mennais zu gehen, der bei tiefem Mitgefühl für die Leiden der Menschheit, sich eben von dem Gefühl fortreißen läßt, dem Verstande die Zeit zum ruhigen Nachdenken nicht verstattet und in seinem Schreien und Toben es völlig übersieht, daß er vorhandene Uebel durch weit schrecklichere zum Weichen bringen will. Wären

seine Worte blos an die französische Nation gerichtet, so möchten ihm immerhin seine Landsleute das Urtheil sprechen und wir sind überzeugt, daß der edlere Theil derselben, wie dieß auch zum Theil bereits geschehen ist, sie für eine Herbstblüthe des Jakobinismus ohne Saft und — ohne Frucht erklären würden; denn vernünftigerweise läßt es sich nicht annehmen, daß sie jetzt wieder dieselben Erfolge veranlassen dürften, welche einst Marats und Heberts Rhapsodien hervorbrachten. Aber Hr. Abbé de la Mennais hat zu allen Völkern gesprochen und die Erfahrung, daß nichts so dumm, — andrerseits aber auch nichts so verwegen und gräßlich ist, daß es nicht hier oder da ein Fleckchen faulen Boden finde, wo es wuchere, hat uns bestimmt, den „Worten eines Gläubigen" nicht etwa unsre Worte, nicht unsre indivuellen Ansichten — nein! sondern Worte der Vernunft, des Rechts und der Freiheit entgegenzusetzen. Bevor dieß aber geschieht, haben wir, wie wir oben bereits andeuteten, die Erklärung zu versuchen, wie es möglich wurde, daß Herr de la Mennais ein solches Buch schreiben konnte. Und wir nähern uns dieser Erklärung, indem wir die Hauptzüge seiner Bildung und seiner bisherigen Wirksamkeit zusammenstellen, wovon sich zuletzt ein ziemlich richtiger

Schluß auf sein inneres Leben machen lassen wird, aus welchen die Stimmen hervortönten, die wir in den „Paroles d'un croyant" vernehmen.

François Robert de la Mennais wurde im Jahre 1781 zu Saint-Malo geboren. Obgleich sein Vater ein angesehener Kaufmann war, bezeigte er doch wenig Neigung zu Handelsgeschäften und widmete sich mit großem Eifer dem Studium der Theologie. Nach Beendigung seiner academischen Laufbahn trat er in den geistlichen Stand und suchte überall die ultramontanischen *) Grundsätze geltend zu machen. Aus-

*) Von den westlichen, nördlichen und östlichen Gegenden und Ländern Europa's aus, liegt Rom jenseits der Berge, — **ultra montes.** — Man hat daher das Bestreben, die katholischen Nationalkirchen dem Papste und der römischen Curie, selbst gegen bestehende Kirchengesetze, gegen landesherrliche Rechte und sogar im Widerspruch mit den im reinen Katholicismus enthaltenen christlichen Elementen, unterwürfig zu machen, Ultramontanismus genannt. Das Princip desselben ist das Papalsystem, nach welchem der Papst überall Bischof zu sein behauptet und den Bischöfen nur Befugnisse und Verrichtungen überträgt, die er sich nicht selbst zu reserviren für gut findet; nach welchem die allgemeinen Kirchenversammlungen von ihm so gänzlich abhängen, daß ohne seine Genehmigung weder ihr Zusammentritt erfolgen, noch etwas Gültiges von ihnen beschlossen werden kann; nach welchem endlich der Pabst den weltlichen Regenten in der Regel keinen Einfluß auf die Kirche ihres Landes gestattet. Die-

gestattet mit einer feurigen Einbildungskraft mahlte er sich den Zustand, in welchem der päpstliche Stuhl hoch über alle Thronen weltlicher Fürsten emporragte, mit den glänzendsten Farben aus und wendete seine glühende Beredsamkeit fast einzig zur Vertheidigung der päpstlichen Macht und des römischen Kirchenregiments an. Doch ärndtete er nicht überall Lob. Unverhohlen sprach sich

System, welches sich seit 1814 mit aller Macht geltend zu machen sucht, stehen die vier Artikel der gallicanischen Kirchenfreiheit ohnmächtig gegenüber, welche selbst die Regierung nicht in Kraft zu setzen vermag, und Alles, was Katholiken, die keine Römlinge sind, gegen den Ultramontanismus sagen oder thun, hat zu wenig Gewicht, als daß es Etwas zur Beschränkung oder Vernichtung desselben beitragen könnte. Nur allein die landesherrliche Macht ist es, was er wirklich zu fürchten hat. Um aber zum Zweck zu kommen, d. h. um dem Papst zur Alleinherrschaft in der Christenheit zu verhelfen, sucht die römische Curie entweder die Landesherrn, auf welchem Wege es auch sei, zu gewinnen, oder durch Unterdrückung des Lichts, namentlich in der Religion, die Völker von dem hohen intellectuellen Standpunkt, den sie heutiges Tages einnehmen, herabzudrängen und dadurch einen Zustand herbeizuführen, ähnlich dem, welcher von Gregor VII. bis gegen die Zeiten der Reformation statt fand und wo der Papst gleich einem König der Nacht unumschränkt über Länder, Fürsten, Kirche, Glauben und Gewissen herrschte. — Uebersiehet man nicht, daß sich Hr. de la Mennais laut zu diesen ultramontanischen Grundsätzen bekannt hat, so wird aus diesem einzigen Umstande Vieles klar, was sonst dunkel bleiben würde.

das Mißfallen seiner Mitbürger aus, als er im Jahre 1808, bei Gelegenheit des von Napoleon mit dem Papste geschlossenen Concordats seine **Réflexions sur l'état de l'église en France pendant le 18ème siècle, et sur sa situation actuelle** zu Paris erscheinen ließ. Die Regierung verbot den Verkauf dieser Schrift. Allein die schöne Schreibart des Verfassers und die theilweise Umarbeitung des Werkes machte, daß es bald in neuen Auflagen erschien und da in diesen die Lobsprüche auf Napoleon, als den Wiederhersteller der französischen Kirche, hinweggelassen, dagegen aber mehrere religiöse und philosophische Miscellen beigegeben waren, so erhielt das Buch viele Leser und wurde ziemlich weit verbreitet. Jetzt schien die Feder des Herrn Abbé zu ruhen. Indeß bewieß das Jahr 1817, daß derselbe nicht müssig gewesen war. In diesem Jahre nehmlich erschien der erste Band seines: „**Essai sur l'indifférence en matière de religion**", das Jahr darauf der zweite. Ehe aber der dritte und vierte herauskamen, welche erst im Jahre 1823 gedruckt wurden, fand es ihr Verfasser für nöthig, seine Grundsätze öffentlich zu vertheidigen. Er that dies in: „**Défense de l'Essai sur l'indifférence en matière de religion**". **Paris 1821.** In diesen Schriften, sowohl

in dem „Essai“ selbst, als in der „Défense“ zeigt sich Hr. de la Mennais in einer Gestalt, die keineswegs einem Zeitgenossen anzugehören scheint. Man glaubt vielmehr einen Pfaffen aus dem Anfange des XVII. Jahrhunderts reden zu hören, der seiner Kirche, d. h. dem Papst überall Siege über die erwachte Vernunft, Gewissen und Freiheit erringen helfen will, den gesellschaftlichen Zustand Europa's verachtet und nichts lieber thäte, als Ketten schmieden, wenn er nicht zu ohnmächtig wäre, sie denen anzulegen, die er so gern gefesselt sähe. Wir müssen bei dem Inhalte dieser Schriften schon um deswillen etwas länger verweilen, weil sie über den Ideengang, die Ansichten und den intellectuellen, — wohl auch sittlichen — Standpunct ihres Verfassers einen zu bedeutenden Aufschluß geben, als daß derselbe zum Verständniß der „Paroles d'un Croyant“ für entbehrlich erklärt werden könnte. Der Hr. Abbé bemüht sich nehmlich darzuthun, daß das Grundprincip der römischen Kirche, die Autorität in Glaubenssachen, zugleich die einzige Regel der Gewißheit und der Grund der menschlichen Vernunft sei. Hebe man, so folgert er daraus, dieses Prinzip auf, so vernichte man die Vernunft; daher denn sei es zu erklären, daß auch in den Ländern, wo der Grund-

satz der kirchlichen Autorität gar keine oder nur wenig Geltung habe, die meisten Verrückten gefunden würden. (Der Hr. Abbé scheint also das Grundprincip der römischen Kirche vorzüglich deswegen so fest zu halten, um — nicht verrückt zu werden!!!) Der Mensch verirre sich, sobald er sich der Unterwerfung unter die geistliche und göttliche Obrigkeit entziehe und seiner Vernunft zu folgen anfange. Man müsse daher jede Abweichung von der Lehre der Kirche, d. h. des Papstes, für eine strafbare Abtrünnigkeit erklären und jedes Auflehnen gegen die unfehlbare Entscheidung des Papstes für eine gottlose Empörung. Die oben in der Anmerkung erwähnten vier Artikel der gallicanischen Kirchenfreiheit sind ihm nichts als eine ruchlose Ketzerei. Jeder Staat aber, der die römische Kirche nicht mit aller Macht stützt, handelt verbrecherisch; da nun aber die Staaten mehrere Lehren dulden, so entspringen für die menschliche Gesellschaft tausendfache Uebel, die nicht eher verschwinden werden, als bis der Papst wieder als unumschränkter Gebieter der menschlichen Vernunft anerkannt ist!! —

Wer sollte wohl glauben, daß solche Tollheiten gesagt und theilweise wenigstens beifällig aufgenommen werden konnten? Aber das ausgezeichnete Schriftsteller-

talent des Hrn. de la Mennais, sein schöner Styl, seine kühnen Bilder, seine überraschenden Wendungen, seine siegende Beredsamkeit machten, daß Viele an der Form der Schrift Gefallen fanden, ohne mit dem Inhalte derselben jemals einverstanden sein zu können. Es gab indeß auch nicht Wenige, welche Absicht und Plan des Ganzen durchschauend, sich durch die schönen Worte nicht verführen ließen und als heftige Gegner des Hrn. Abbé auftraten. Besonders erklärten sich die französischen Tageblätter sehr stark über und gegen ihn. Er dagegen bewieß, daß die römisch-priesterliche Hartnäckigkeit im Bestehen auf ihren Grundsätzen auch ihm eigen sei und verfocht die seinigen im: „**Le Conservateur**“ wie im: „**Le Défenseur**“ und „**Drapeau blanc**“ auf die gewohnte Weise. Im Jahre 1826 schrieb er eine kleinere Schrift: „**De la religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil**“ und griff in derselben die Declaration vom Jahre 1682, in welcher die Freiheiten der gallicanischen Kirche bestimmt sind, auf eine äußerst kecke Weise an. Da die Bourbonen jene Declaration beinahe als Staatsgesetz angenommen hatten, so erschien sein Angriff auf dieselbe zugleich als ein Angriff auf die Regierung; er wurde deshalb vor Gericht gefordert, die Unterdrückung seiner

Schrift anbefohlen, er selbst aber zu einer Geldbuße von nicht mehr als 30 Francs verurtheilt. Merkwürdig ist dabei, daß der Hr. Abbé de la Mennais vor Gericht erklärte, er werde dem Oberhaupte der Kirche unveränderlich treu bleiben und die Lehre derselben bis zu dem letzten Hauche seines Lebens vertheidigen. Im Urtheilsspruch selbst war seines „ehrwürdigen Charakters" rühmlichst gedacht. Während der Zeit hatte er eine Reise nach Rom unternommen und war daselbst mit großer Auszeichnung empfangen worden. Nach seiner Rückkehr von dort begab er sich in die Einsamkeit auf das Dorf la Chesnaise bei Dinan in Bretagne und trat erst nach der Revolution vom Jahre 1830 wieder öffentlich auf. Er ging nach Paris, gründete mit Lacordaire und Montalembert eine politische Zeitschrift unter dem Titel: „L'avenir" und legte in derselben seine Ansichten über die neuen Verhältnisse der katholischen Geistlichkeit und seine Wünsche für dieselbe nieder. Diese müssen von nun an, meint er, völlig unabhängig von Staate bleiben, und um diese Unabhängigkeit zu behaupten, eben so wenig Unterstützung als Befehle von jenen annehmen. Er beabsichtigte damit, die Kirche der weltlichen Macht ganz zu entziehen und sie in allen Stücken wesentlich an Rom zu binden. In-

deß war mit diesen Vorschlägen die Geistlichkeit selbst unzufrieden. Selbst der Papst, der hell genug sahe, als daß ihm hätten die Verlegenheiten entgehen können, in welche er durch die überspannten und übereilten Bewegungen eines — so schien es — zur Unzeit eifrigen Priesters verwickelt werden konnte, gab ihm seine Unzufriedenheit zu erkennen. Der Hr. de la Mennais gab nun seine Zeitschrift auf und reiste noch einmal nach Rom, wo er ungefähr ein Jahr blieb. Wahrscheinlich hat man ihm dort den Rath gegeben, behutsamer zu Werke zu gehen, denn in der That erscheinen die ultramontanischen Grundsätze dieses Herrn in seinem neuesten Geistesproduct zu dessen Beurtheilung wir uns nun wenden, etwas verschleiert. Hält man aber den Grundsatz fest, auf welchen uns die bisherige Erzählung geführt hat: Herr de la Mennais ist ein Römling! so läßt sich Vieles, was sonst dunkel, ja unbegreiflich erscheinen würde, leicht verstehen und — leicht widerlegen, und dieß soll nun geschehen.

Vernunft.

2

Es ist allerdings vernünftig, seine Augen vor vorhandenen Uebeln nicht zu schließen. Wollen wir nicht sehen, was und wo es uns fehlt, so kann auch schwerlich eine Abhülfe kommen. Und der verdient gewiß einen schlechten Dank, der Andre über das Gefährliche ihres Zustandes täuscht; er wiegt sie in Schlummer, aus welchem sie nur der Moment ihres Unterganges weckt. Daß unsre Zeit an gewissen Gebrechen leidet, ist allgemein zugestanden, und Niemand, weder unter den Niedrigsten noch unter den Höchsten, verbirgt sich das Elend, das bei allen Vorzügen, welche unsre Zeit auszeichnen, und bei allen Gütern, die sie gewährt, doch hin und wieder herrscht.

Es ist fernerhin vernünftig, den Quellen der Uebel nachzuspüren und sie zu verstopfen. Das: „Cessante causa cessat effectus“ gilt auch hier; ja es gilt hier vorzugsweise, und so wenig wie ein Arzt, der die wahre Ursache einer Krankheit verkennt, und den Grund des Uebels da sucht, wo er nicht zu finden ist, jemals eine Heilung bewirken wird; eben so wenig wird den Uebeln der Zeit abgeholfen werden können, so lange man ihren Ursprung da sucht, wo er nicht zu suchen ist.

Es ist endlich vernünftig, und deshalb Pflicht, den in ihrem Ursprunge und in ihrem Wesen erkannten Uebeln der Zeit wirksame Mittel entgegenzusetzen, um sie so schnell wie möglich zum Weichen zu bringen, und alles das Gute, was neben ihnen nicht auf kommen konnte, mit aller Kraft zu fördern.

Nehmen wir nun an, was angenommen werden muß, daß vernünftigerweise obigen Sätzen nicht widersprochen werden kann, weil sie ihre Bestätigung in sich selbst tragen; so fragt es sich: „ist Herr de la Mennais der Vernunft treu geblieben, als er seine Worte eines Gläubigen vor der Welt aussprach, — oder mit andern Worten: ist sein Buch ein vernünftiges Buch?“ Um die richtige Antwort darauf zu finden muß untersucht werden, ob in dem Buche dargethan ist,

daß sein Verfasser die Uebel der Zeit erkannt; — ihre Quellen gefunden; — zweckmäßige Mittel dagegen vorgeschlagen hat.

Hr. de la Mennais hat allerdings seine Augen nicht geschlossen, aber, lieber Leser, nicht Kurzsichtigkeit, nicht Schwachsichtigkeit allein sind Fehler des Gesichts, auch das Doppelsehen, das wie durch einen Flor Sehen sind Fehler, und zwar weit bedeutendere und gefährlichere Fehler, die oft gar nicht geheilt werden können. Und an solchen Fehlern scheinen die Augen des Hrn. de la Mennais gar sehr zu leiden. Die Uebel, die Schrecknisse, die Gespenster, die er auf Erden sieht, sieht außer ihm Niemand. Er stellt Schattenbilder, Nachtstücke der fürchterlichsten Art vor den Augen des Publicums auf, und mahlt so gräßlich, daß es völlig unmöglich ist, in der wirklichen Welt die Gegenstände aufzufinden, die sein von der ausschweifendsten Phantasie geführter Pinsel abconterfeien will. Gemißbrauchte Gewalt der Großen der Erde, unterdrückte Völker, die in einem Trauerschleier tief verhüllte Kirche (die katholische nehmlich); hier Tyrannei, dort Sclavensinn; hier das gellende Gebot der Macht, dort das dumpfe Murmeln und Seufzen der Ohnmacht; hier Vereinigung der Kräfte zum Zertreten, dort ein thörichtes Vereinzeln aller

Kräfte, ein sinnloses Zerreißen aller Bande, um sich desto sicherer zertreten zu lassen, — das sind die Pinselstriche, aus welchen das Schauderbild des Hrn. de la Mennais zusammengesetzt ist. Wir fragen, welche Wirklichkeit sahe er, die ihm zu diesem Bilde Gelegenheit und Stoff gab? Welche Zeit nach Nero gebahr einen Zweiten? Wo wohnen die entwürdigten Völker, welche Hr. de la Mennais bald nach Mitternacht, bald nach Mittag verpflanzt? Es ist ausgemacht, daß, wer seine Phantasie so ungezügelt umherschweifen läßt, — die Vernunft um ihre Rechte betrügt, und um so weniger zu klaren Anschauungen kommen kann, je mehr er sich im Ausmahlen von Bildern gefällt, die weit entfernt, das, was ist, darzustellen, blos das geben, was auf dem dunkeln Grund des vom Fieberwahne ergriffenen Innern vorgeht. Während also der Verfasser der Worte eines Gläubigen, sich gleichsam von einem bösen Dämon durch alle dunkeln Regionen der grellsten Phantasieen herumzerren ließ, sagte er der Vernunft Valet, und es muß also die Frage: „ist sein Buch ein vernünftiges Buch?" mit dem entscheidendsten Nein! beantwortet werden.

Wir sagten oben ferner: Es sei vernünftig, den Quellen vorhandener Uebel nachzuspüren, um sie zu verstopfen. Wo sucht der Herr Abbé diese Quellen? Er sucht sie in dem Unrecht, womit Einzelne sich zu Herrschern der Völker aufgeworfen hätten; in der Furcht und der Schwäche der Mehrzahl, die sich jenen stumm und knechtisch unterworfen hätten; in dem Mangel an Liebe der einzelnen Menschen sowohl als ganzer Nationen zu einander (d. h. in dem Mangel an Einheit und Einigkeit). Außerdem ruft er auch alle Laster zu Hülfe, und stellt sie wenigstens noch als secundäre Quellen auf. In der That, wir wären begierig, eine Geschichte der Vorzeit aus seiner Feder zu lesen. Welche Aufschlüsse über die Bildung der Völker, über die Gründung der Throne, über das Entstehen der Reiche und Staaten würde er uns geben. Soviel kann wohl behauptet werden, unerhörte Dinge würden wir erfahren! — Aber, nicht die Schwäche, sondern gerade das Gefühl der Kraft und das Bewußtsein, daß diese der zweiten und dritten und so fort zugesellt und unter eine weise Leitung gestellt, das Große hervorzubringen vermöge; — nicht der Stumpfsinn, sondern die Einsicht, daß die einzelnen intellectuellen Vermögen von einer höhern Einsicht geleitet, das Gute

erzeugen —, stellte Könige an die Spitze der Völker, als das erste patriarchalische Leben in der Vermehrung der Familien unterging, die sich erst zu Horden, dann zu Völkerschaften ausdehnten. Aber was hat der Herr „Gläubige" mit der Geschichte zu thun? Er phantasirt, und welche Mißgeburten auch seine Phantasie hervorvorbringt, wie feindlich sie immerhin gegen Vernunft, Geschichte und Erfahrung auftreten mögen; er führt sie in die Welt ein und — betet über sie!!!

Man hat längst schon von einem immer fortschreitenden Gange der Menschencultur gesprochen; Kenner der Geschichte der Menschheit haben es nachgewiesen, wie die Nationen der Erde in jedem spätern Zeitalter eine höhere Stufe der Cultur erstiegen, als den Völkern früherer Jahrhunderte zu ersteigen möglich war, und wer unparteiisch beobachtet, wer die Höhe der intellectuellen Bildung unserer Zeit mit den niedrigen Stufen, auf welcher die Vorzeit — und zwar je weiter zurück, desto tiefer — stand, der kann sich in der That nur Glück wünschen, in den Zeiten des Lichts geboren zu sein. Und sollten sich auch einzelne Länder unserm Blicke zeigen, wo der Höhenpunkt der Cultur noch unterhalb demjenigen andrer Länder läge, so ist es doch offenbar, daß dieß gerade nur die sind, in welchen die

Grundsätze gelten, die Hr. de la Mennais adoptirt hat. Sapienti sat! Wo aber wäre der Sclavensinn, der die entwürdigten Völker gleich den scheuen Thieren des Feldes durch das Princip der Furcht jage, wohin der Stecken des Treibers sie verfolge? Es giebt ein Wort, bezeichnend viele herrliche Tugenden zugleich. Es heißt: „Unterthanentreue!“ Ehrfurcht vor dem Gesalbten des Herrn, Dankbarkeit für Schutz und Schirm, Folgsamkeit gegen weise Gesetze, Liebe zu dem Vater des Vaterlandes, Bereitwilligkeit Blut und Leben zu opfern, wenn König und Vaterland die Getreuen ruft — siehe, lieber Leser, dieß Alles und mehr noch enthält das einzige Wort Unterthanentreue! Aber dem Herrn de la Mennais ist es fremd, nie hat er seinen tiefen Sinn geahnet. Als Knabe schon mußte er Zeuge sein, wie wüthende Pöbelhaufen ihren und seinen König zu dem Richtplatz führten und sein Blut verspritzten; als Jüngling sahe er den gewaltigen Corsen auf den Thron steigen, den Alle fürchteten, Viele haßten, Wenige nur, — die ihm glichen — lieben konnten; er sahe wie der Riesenarm dieses Mächtigen gelähmt wurde, als die Gerechtigkeit Gericht hielt; er sahe, wie der zehnte Carl verführt und gemißbraucht, aufhören mußte, das Werkzeug der Thorheit und Bosheit

zu sein; er sahe wie ein Dübourg Ludwig Philipp dem Ersten mit kühnem Worte sagen durfte, wie er zu regieren habe; — in Wahrheit ein solcher Mann kann keinen Begriff von Unterthanentreue haben. Er sieht in dem Regierer entweder den harten Gewalthaber, oder den zum Regieren unfähigen Schwächling und in dem Regierten entweder den mit Furcht erfüllten Sclaven, oder den feilen Schmeichler, der sich selbst für eine Chimäre von Ehre oder für Gold verkauft. Er komme zu uns — er schaue, wie die Völker teutscher Zunge ihren Fürsten mit Liebe und Treue ergeben sind, — er schaue, wie diese Fürsten mit Gerechtigkeit und Milde, mit Weisheit und Güte das Scepter führen; — er schaue, wie der biederherzige Oesterreicher den Kaiser vergißt, weil er nur „unsern Franz“ kennt, nur von „unserm Franz“ spricht; — er schaue, wie Preußens frommer und ritterlicher **Friedrich Wilhelm III.** nur in dem Wohle seiner Völker sein eignes findet und seit bald 5 Decennien im Felde wie im Cabinet die Seegenssaat des Völkerglücks sorgsam pflegte; — er schaue, wie es diesem Manne Gottes gelang, der neuen Unterthanen Herzen zu gewinnen; — er schaue, wie selbst unter fremden Scepter Teutsche, stolz darauf in Nationalverwandtschaft mit ihm zu stehen, ihn „unsern König“

nennen *) — er schaue, wie das treue Volk der Sachsen sein Königshaus liebt, so daß ihm selbst diese Liebe zum Vorwurf gemacht wurde **) — er schaue, wie der tapfere Baier sich der Gestaltungen freut, welche Regentenweisheit und Regentenliebe hervorrufen. Und wenn in der neuesten Zeit hin und wieder grelle Mißtöne vernommen wurden, die die schöne Harmonie zerrissen — waren es Völker, die sich erhoben? Auf teutschen Boden wenigstens nicht. Nein, es waren einzelne Verblendete, die, ohne ein eignes Urtheil zu haben, aufgeregt von Stimmen, wie sie Herr de la Mennais erschallen läßt, in ihrem Wahne meinten, die rohe Gewalt, losgelassen gegen Ordnung und Recht, vermöge Glück und Heil zu schaffen! O der Raserei, die nur zertrümmern, nicht aufbauen, nur Fluch, nie Segen bringen kann! —

Aber nicht aus dem Verhältniß allein, das zwischen Regierern und Regierten statt findet, leitet Herr

---

*) Es ist bekannt, daß in Teplitz, welches der König von Preußen seit einiger Zeit alljährig zu besuchen pflegt, derselbe von den Eingebornen meistens: „unser König" genannt wird.

**) Archenholz, Geschichte des siebenjährigen Krieges, Jahr 1756. Seite 18 nach der Wiener Ausgabe.

de la Mennais die Uebel der Zeit ab. Auch der Mangel an allgemeiner Liebe ist ihm eine Quelle, aus welcher jene fließen sollen. Nun kann es zwar nicht geläugnet werden, daß Egoismus, Selbstsucht, in unsern Tagen das Haupt ziemlich hoch erheben. Aber auch hier gilt es wieder, was oben behauptet wurde. Nicht im Allgemeinen trifft der Vorwurf. Auch hier sind es nur einzelne Selbstlinge, die da meinen, die Welt sei nur ihretwegen erschaffen und Alles müsse ihrem Willen dienen und ihren Launen fröhnen. Die Zeit, von welcher Schiller sang: „Man sieht nur Herren und Knechte!" ist längst vorüber. Ein gemeinsames Band hat sich um die verschiedenen Stände geschlungen, und die Geschlechter der Edeln, oft die ersten Pfleger der Wissenschaften und Künste und deshalb Hüter und Bewahrer einer hohen Intelligenz, haben zugleich den Geist der ächten Humanität da erweckt und gepflegt, wo sonst nur „der gestrenge Ritter" gebot. Und auch in den mittlern und niedern Ständen des Volks hat die fortschreitende Cultur die Herzen von der Rinde befreit, die in eiserner, roher Zeit dieselben umgab. Die Menschheit ist menschlicher geworden!! Mit welchem Rechte also darf Hr. de la Mennais behaupten, die Liebe sei völlig verschwunden? Oder offenbart

sich nicht die Liebe in ihrer schönsten Gestalt, wenn der Hülferuf Nothbedrängter ertönt? Was ist es doch, was Tausende treibt, hier die Spende des Ueberflusses, dort das Scherflein der Armuth in der Leidenden Schooß zu senden? Lese doch Hr. de la Mennais unsre öffentlichen Blätter und überzeuge sich, daß uns weder das schöne Mitleid noch die Barmherzigkeit so fremd ist, als er unter seinem augenverhüllenden Schleier wähnt. Ja selbst sein Vaterland, welche herrliche Thaten der Liebe, der Treue, der Aufopferung sahe es nicht in den Zeiten der Revolution und nachher; wie offenbarten sich so oft mitten unter den Beilen der Henker die schönsten Züge der Menschlichkeit. Doch, gehen wir offen zu Werke, nicht anklagen, nein, vielmehr bedauern müssen wir Herrn de la Mennais, der, — ein Priester der Kirche, die aus bewegenden Gründen ihre Diener gewaltsam aus allen bürgerlichen und Familienverhältnissen herausreißt, um sie desto fester an den Thron ihres Herrschers — des Papstes — zu fesseln, die jedes Interesse in ihnen vernichtet, damit sie alle Kraft dem Interesse des römischen Stuhls weihen — gewiß nur schwer das bei Andern voraussetzen kann, was er in dem eignen Herzen zu ertödten gezwungen war.

Soviel also leuchtet ein, daß er die wahren Quellen der wirklich vorhandenen Uebel keineswegs aufgefunden hat. Wir werden später Gelegenheit finden, diese Quellen anzudeuten. Das was er für dieselben hält, ist entweder gar nicht vorhanden, oder es entspringen ganz andere Ströme daraus, die wohlthätig die Flächen befruchten, durch welche sie sich ergießen.

Es ist vernünftig, so sagten wir zuletzt oben, den vorhandenen Uebeln zweckmäßige Mittel entgegenzusetzen, um sie so bald wie möglich zu entfernen. Auch Hr. de la Mennais bringt Mittel in Vorschlag und zwar die, welche ihm die wirksamsten scheinen.

Hier zuerst eine Vorbemerkung. Es ist gewiß gut, wenn weise Männer, die da wissen, was frommt, ihr Licht nicht unter den Scheffel setzen; es ist gut, wenn Männer von Einsicht auf offenbare Mängel sei es in der Staatsverwaltung, oder in der Gesetzgebung, oder in der Handhabung der Gerechtigkeit, oder, wo sie sich sonst offenbaren mögen, aufmerksam machen, zu ihrer Abstellung rathen und, wie diese am besten zu bewirken ist, nachweisen. Auch bei uns ist dieß gesche-

hen und unsre Zeit ist reich an beachtenswerthen Schriften über das Thema, wie im Staat und in der Kirche das Bessere herbeizuführen sei. Erwähnen wir unter allen andern nur eine der neuesten, die Schrift des würdigen und geistvollen Ancillon: „Zur Vermittelung der Extreme". Aber leider kann es auch nicht ins Läugnen gestellt werden, daß eine Menge Unberufener in Flugschriften und dicken Büchern bald thöricht und verwegen alles Bestehende angegriffen, bald ganz neue Gestaltungen zu schaffen beabsichtigt haben. Es ist nicht eben zu verwundern, wenn auch diese hin und wieder Anklang finden. Denn wo einmal, und wenn auch nur ein geringer Stoff zur Unzufriedenheit da ist, wird jede Hindeutung auf eine Umwandlung willkommen sein und gewisse Hoffnungen erregen, die, selbst wenn sich ihre Nichtigkeit auch bald offenbart, doch so lange wenigstens festgehalten werden, als der, welcher sie zuerst anregte, fortfährt, sie durch allerhand Vorspiegelungen zu unterstützen. Solchen Schreiern gelingt es, immer einen Theil des Volks auf ihre Seite zu bringen, und nicht selten entstehen dann Bewegungen, welche Maasregeln nöthig machen, über welche in den meisten Fällen von Neuem geschrieen wird. Die heilige Schrift sagt: (Jac. III, 5.) Die Zunge ist ein klein Glied und richtet große

Dinge an. Siehe, ein klein Feuer, und welchen Wald zündet's an! Wir setzen hinzu: Eine Feder! Welch' ein kleines, unbedeutendes Werkzeug, und welches Licht, welche Wahrheit verbreitet sie, wenn sie von der Hand eines weisen, edeln Mannes geführt wird, — und welche fürchterlichen Erscheinungen veranlaßt sie in der Hand des Afterweisen, wenn die Thorheit oder die Verwegenheit ihr dictirt. Frankreich liefert vor allen die Beweise dazu, und wer mit der Geschichte dieses Reichs bekannt ist, der weiß auch, daß es manche unruhige Bewegung in demselben nicht gegeben haben würde, wenn nicht vorher — Federn in Bewegung gesetzt worden wären. Wir sind nun zwar keineswegs gemeint, Hrn. de la Mennais unter die Kategorie der gemeinen Schreier zu setzen; allein für die Art, wie er seine Stimme in den **Paroles d'un Croyant** hat laut werden lassen, hat die Sprache keine andre Bezeichnung, als die: „er hat ein Geschrei erhoben" und zwar ein unbedachtsames und übereiltes Geschrei, das wir nicht nur für verwegen, sondern in jedem Falle für verbrecherisch halten müssen. Man werfe uns nicht vor, daß wir servil dächten oder schrieben. Dem Schriftsteller gegenüber, den wir bekämpfen, wäre dieß eine Beleidigung für uns, und dem Gegensatze würde alle Richtigkeit fehlen; denn wir unseres

Orts wenigstens können Hrn. de la Mennais keinesweges für liberal erkennen. Der Liberalismus (der wahre nehmlich) gründet sich auf Vernunft, und diese hat Jener mehrmals perhorrescirt; man erinnere sich nur der in seinem „Essai“ sowohl als in: „Défense de l'Essai“ ausgesprochenen Forderung, „der Papst müsse durchaus wieder unumschränkter Gebieter der Vernunft werden“, und man wird zugeben müssen, daß er selbst in dem crassesten Servilismus, den es nur geben kann, dem geistlichen, befangen und die Welt zu demselben hinzuführen bemüht ist. Wollte man ihn gar ultraliberal nennen, so würde man dem Worte in seiner Beziehung auf diesen Mann eine ganz andre Bedeutung geben, da die Ultraliberalen Frankreichs ein andres Ziel verfolgen als er, und um es zu erreichen, andre Mittel wählen.

Der Gegensatz wäre also nicht richtig, aber man thäte uns auch Unrecht, wenn man uns servil nennen wollte, weil ein Schriftsteller, der in der Welt Gottes Ordnung sieht, einen viel zu hohen Standpunkt einnimmt, als daß ihm Servilismus zugeschrieben werden könnte.

Kommen wir nach dieser Einschaltung auf die Stimme oder vielmehr das Geschrei des Herrn de la

Mennais zurück. Wir haben bereits erklärt, daß wir ihn für keinen gemeinen Schreier nehmen. Und in der That, sein Buch enthält Stellen, wenn auch nur sehr wenige, die es wahrscheinlich machen, daß er es gut meinen möchte. Dieß sind die Stellen, in welchen er gewisse Erscheinungen in der Welt, z. B. eine drückende Armuth u. s. w., anscheinend herzlich betrauert. Aber leider gehen diese Stellen unter in der Masse von Uebertreibungen, die er sich ebensowohl in seinen Schilderungen als in seinen Rathschlägen zu Schulden kommen läßt.

Doch eben von diesen Rathschlägen soll nun die Rede sein. Und wir dürfen wahrlich nicht etwa mühsam rathen, was er wohl für das Zweckmäßigste halten dürfte. Nein, ganz vernehmlich und unumwunden hat er es ausgesprochen, was von den Völkern, was von jedem Einzelnen gethan werden müsse, wenn es in seinem Sinne besser werden soll.

Der erste Vorschlag, den Herr de la Mennais thut, um eine bessere Zeit, frei von allen den Uebeln, die jetzt auf der Menschheit lasten, herbeizuführen, ist der: Es sollen sich Alle, (die Einzelnen so wie die Völker,) unter einander, wie Brüder lieben! Dieser Satz, so hingestellt, und außer Zusammenhang

mit dem ganzen Inhalte des Buches, namentlich mit den unmittelbar darauf folgenden Erklärungen, nähern Bestimmungen und Zusätzen, ist nun freilich von der Art, daß vernünftigerweise nichts dagegen gesagt werden kann. Im Gegentheil muß zugestanden werden, daß der Liebe, — wenn sie rechter Art ist — eine heilige Kraft inwohnt, des Lebens Lasten zu erleichtern, des Lebens Schmerzen zu mildern, des Lebens Dunkelheiten aufzuhellen. Mit Recht sagt daher ein väterländischer Schriftsteller: Wenn du des Schicksals Schläge fühlst, wenn Nacht dich umhüllt, Gefahren dir drohen, Verluste dich schmerzen und es bleibt Dir — ein Freund, so bist du noch zu beneiden. Es könnte daher scheinen, als sei die Forderung des Herrn de la Mennais aus einem wahrhaft christlichen Sinne hervorgegangen. Aber so gern wir ihm einen solchen zutrauen, so beweisen doch schon die allernächst folgenden Worte, daß hier wenigstens keine Aeußerung dieses Sinnes zu suchen ist. Der Begriff, den man hier mit dem von ihm gebrauchten Worte: „amour“ oder mit seinem Ausruf: „aimez vous les uns les autres“ verbinden muß, ist ein ganz andrer, als der der wahren Menschenliebe oder vollends gar der christlichen Liebe. Er meint unter Liebe nichts andres als die feste Vereinigung zu einem gemeinschaft-

lichen Zweck und dieser Zweck ist kein anderer als Abschüttelung jedes Jochs, nehmlich in dem Sinne, in welchem jeder Freiheitsschwindler das für ein Joch erklärt, was ihn bei der Realisirung seiner träumerischen Ideen beschränkt und ihn an Gesetz und Ordnung bindet. Daß eine solche Einheit, oder Einigkeit, wo sie wirklich statt findet, im geringsten nicht die zarten Triebe eines menschenfreundlichen, liebenden Herzens voraussetzt; daß sie eben so wenig für eine Frucht wahrer christlicher Liebe angesehen werden kann, das liegt klar am Tage. Vielmehr ist eine solche Vereinigung weiter nichts als Wirkung des Egoismus, der bei dem Gefühl seiner Schwäche und bei dem Zweifel an dem Gelingen selbstsüchtiger Pläne und Zwecke eine Gesammtkraft braucht, um zu seinem Ziele zu kommen, und nach allen Seiten hin Verkettung der Kräfte und Richtung derselben auf einen Punkt hin zu bewirken sucht, daß das möglich werde, was dem Einzelnen unmöglich ist. Wir haben Herrn de la Mennais gewiß nicht mißverstanden, noch weniger kann uns derselbe eine absichtliche Mißdeutung seiner Worte Schuld geben, die so deutlich da stehen, daß es zu den Unmöglichkeiten gehört, einen andern Sinn darin zu suchen, oder hineinzulegen, als der ist, in welchem er sie niederschrieb. „Vereinigt euch

unter einander, ruft er aus, denn sobald ihr einzeln dastehet, ist euer Loos Unglück und Unterdrückung; nur in fester Vereinigung habt ihr einen Schutz gegen die Gewalthaber; nur wenn ihr fest verbunden seid, habt ihr jene nicht zu fürchten". Wir meinen, dieß sei deutlich genug gesagt, als daß es mißgedeutet werden könnte und da der Herr Abbé diese Apostrophen an die Völker so oft wiederhohlt, wie könnte wohl noch ein Zweifel über seine wahre Meinung stattfinden.

Diese Liebe nun, (nehmlich in dem, wie wir bereits dargethan haben, mißbräuchlich mit dem Worte verbundenen Sinne) soll die Völker frei machen. Wir werden später auf das Wesen dieser von ihm gepredigten Freiheit (s. weiter unten unter der Aufschrift: Freiheit) zurückkommen; jetzt wo wir es damit zu thun haben, die Vernunftmäßigkeit der Mittel zu prüfen, durch welche er einen besseren Zustand vorzubereiten hofft, liegt es uns ob, die Entschlüsse ins Auge zu fassen, zu welchen er die Völker ermuntert; die Maasregeln zu beleuchten, die er in Anwendung zu bringen anräth; die Art der Thätigkeit zu betrachten, welche seiner Meinung nach entwickelt werden muß, wenn der rechtlose, drückende, alles Glück zertrümmernde Zustand der Welt aufhören soll.

Entschließen aber sollen sich die Völker, keinerlei Druck, von welcher Art er auch sei und von wem er immer ausgehen möge, länger ertragen zu wollen. Auch dieß scheint wieder ganz vernünftig, ja es scheint sogar im Sinne der Fürsten geredet. Denn wie viel edle Fürsten der Vorzeit und unsrer gegenwärtigen Tage gab und gibt es nicht noch, welche Plackereien und Belästigungen des Publicums durch Unterbeamte streng bestraften, oft genug mit Entfernung derer von ihrem Platz, die sich solche Unwürdigkeiten erlaubten. Und was ist von teutschen Fürsten namentlich nicht alles gethan worden, um den geistigen Druck zu heben, unter welchem die Völker in frühern Zeiten seufzten; welchen Antheil an der Aufklärung des Jahrhunderts haben nicht die Fürsten als Freunde und Beschützer der Wissenschaft und Kunst; als Gründer jener Anstalten, die die Bildung des Geistes bezwecken. Und sind nicht selbst im rauhen Norden Sterne ausgegangen, vor deren wohlthätigem Lichte Unwissenheit und Vorurtheile immer mehr verschwinden? Aber von diesen Dingen ist bei Herrn de la Mennais auch nicht die Rede; in seiner Sprache hat jedes Wort eine andere Bedeutung. Jede nothwendige Maasregel des Staats, jede Einrichtung, jedes Gesetz ist ihm ein Druck und jeder Höhergestellte,

der von oben herab wirkt auf die niederen Sphären, ist ihm ein Unterdrücker. Er spricht dieß ohne alle Einschränkung aus, und führt, um seiner Ansicht Gewicht und seinen Worten Nachdruck zu geben, einen Kraftbeweis: die Könige und Fürsten und Alle, die die Welt Große nennt, lieben ihre Brüder nicht und behandeln sie, wie Feinde. Feinde machen aber eine Gegenwehr nothwendig. Diese ist Sache einer Gesammtkraft; also — folgt der natürliche Schluß — liebt euch, d. h. vereinigt euch zum Widerstande, und ihr habt weder die Großen, noch die Fürsten, noch die Könige zu fürchten. Es ist in der That schwer zu begreifen, zu wem eigentlich Herr de la Mennais spricht. Deutete er auf ein asiatisches oder afrikanisches Sclavenvolk hin, das sich unter der eisernen Ruthe seines Despoten nicht vom Boden zu erheben wagt, so könnte hin und wieder seine Schilderung einen wahren Zug enthalten; aber er redet stets von den Völkern der Erde, er redet stets diese, also — alle, vorzüglich aber gerade die christlichen — an, und die ganze Einrichtung der Staaten ist ihm weiter nichts als — Sclaverei. Der Entschluß also, sich aus derselben zu befreien und die Fesseln zu zerbrechen, mit welchen einzelne Uebermächtige sie belastet haben, — diesen Entschluß sollen die Völker fas-

sen. Es verlohnt sich wahrlich nicht der Mühe, die Vernunftwidrigkeit solcher Declamationen beweisen zu wollen. Der dessen äußerer und innerer Sinn so umnebelt, oder so abgestumpft ist, daß er einen Pallast für einen Stall, einen Baum für einen Galgen, ein Band das sich um Herzen schlingt, für eine Kette von Eisen ansieht, wird schwerlich Jemanden überreden, daß es wirklich so sei; aber es wird auch schwer halten, ihn zu überzeugen, daß er falsch sieht. Man braucht sich indeß im Mindesten nicht zu beunruhigen. „Worte sind Beute des Sturms“ sagt der Dichter und auch Herrn de la Mennais Worte werden verhallen, besonders wenn ihnen nicht eine größere Wichtigkeit beigelegt wird, als sie in der That haben; denn unsere sämmtlichen teutschen Mitbrüder sind zu vernünftig, um auch nur einen einzigen Zug des Bildes, das der Herr Abbé von dem öffentlichen Zustand entwirft, auf sich anwendbar zu finden; — zu vernünftig, um das Tolle eines Entschlusses nicht einzusehen, der, wenn es möglich wäre, ihn in Ausführung zu bringen, alle Ordnung umkehren und grenzenloses Elend herbeiführen müßte. Ja selbst für das Land immerwährender Gährungen, für Frankreich, fürchten wir nicht einmal; denn die kleine Partei, zu welcher Herr de la Mennais gehört, hat zwei

weit stärkere Parteien gegen sich, die nichts angelegentliches zu thun haben würden, als jener, wenn sie nicht blos declamirend und schreibend, sondern thätlich aufgetreten wollte, einen Damm entgegenzusetzen, mächtig genug, die stürmischen Fluthen einzuengen. Sind doch bereits drei rüstige Kämpfer gegen den Herrn Croyant in Frankreich selbst aufgetreten, zum sichern Beweis, daß jener nicht im Namen des ganzen Frankreichs redet, und es ihm selbst an Ort und Stelle nicht gelingen wird, seinen Ausruf: „unissez-vous!“ befolgt zu sehen.

Eben so thöricht, — wie kann es anders sein? — als die in Vorschlag gebrachten Entschlüsse, sind ferner auch die Maasregeln, die der Herr Verfasser der **Paroles** in Anwendung zu bringen räth. Wir haben aber nicht nöthig, dieselben weitläuftig auseinander zu setzen. Der Herr Abbé faßt sie selbst in einem einzigen Worte zusammen und dieses Wort heißt: **Violence!** für ihn hat nehmlich dasselbe neben dem bekannten schlechten Sinn einen sehr guten; er erklärt sich, daß er damit keineswegs die Gewaltthätigkeit der Räuber meine, nicht die Ungerechtigkeit, nicht die Rache, nicht die Grausamkeit; vielmehr will er darunter einen starken Willen, der sich nicht beugen läßt, und einen ruhigen? und edeln

Muth darunter verstanden wissen. Wir fragen aber, ob dieser Wille und dieser Muth, wenn das Ziel beider ist, sich aller Bande zu entledigen, Gewaltthätigkeiten im edeln Sinne üben kann? Wir fragen ferner: wie glaubt Herr de la Mennais dem Urtheil zu entgehen, das er sich selbst in großer Gedankenverwirrung spricht, wenn er sagt: „die heiligste Sache wird zu einer schlechten, verdammungswürdigen, sobald man sie durch Verbrechen unterstützen will." Denn, angenommen, daß das Streben der Völker auf ein heiligeres Gut gerichtet würde, als das, wornach Herr de la Mennais sie streben heißt, würde ihre Sache nicht eben zu einer schlechten, verdammungswürdigen werden, wenn sie Gewaltthätigkeit anwendeten, also ihr Ziel auf dem Wege des Verbrechens zu erreichen suchten?

Was endlich die Art der Thätigkeit betrifft, welche nach des Herrn de la Mennais Ansicht entwickelt werden muß, so kann diese aus dem Vorigen von dem aufmerksamen Leser errathen werden. Waffen müssen gebraucht werden. Um dieß recht einleuchtend darzustellen, führt er einen jungen Soldaten an uns vorüber, der bereit und im Begriff in den Kampf zu ziehen und die höchsten Güter der Menschheit zu erringen, bei jeder einzelnen Aeußerung seines kühnen Willens, vierzehnmal

hinter einander und zuletzt noch siebenmal in einem Athem von ihm gesegnet wird. Ob sich aber Viele finden dürften, die um des gleichen Segens theilhaftig zu werden, sich in denselben Kampf begeben möchten, das mag uns Herr de la Mennais ja zu bezweifeln erlauben. Nach der Stimmung, welche wir wahrgenommen haben, kann ein revolutionärer Kopf, und gehörte er auch einem so geistreichen Manne an, wie dem „Gläubigen", nicht füglich mehr darauf rechnen, daß seine noch so feurigen Reden Funken wecken und diese in helllodernder Flamme emporschlagen werden. Darin täuscht sich der Herr Verfasser, so wie er überhaupt in Täuschungen lebt; seine Weltansicht ist grundfalsch, und sie ist für ihn höchst verderblich geworden, indem er in Folge derselben mit der Welt zerfallen ist; dabei ist er so leidenschaftlich, daß er zu einem ruhigen Nachdenken weder Lust noch Fähigkeit besitzt; wie könnten also seine schriftstellerischen Producte einen andern Geist athmen, als den, der wirklich in ihnen weht und sie so sehr, wenn auch nicht zu ihrem Vortheil, auszeichnet?

Recht.

Wenn es nicht in Abrede gestellt werden kann, daß das, was vor dem Richterstuhl der Vernunft nicht bestehet, eben so wenig sich als haltbar auszuweisen vermag, wenn es nach den Principien des Rechts untersucht und beurtheilt wird; — so muß es Jedem von selbst einleuchten, daß wir den **Paroles d'un Croyant** eben kein größeres Lob spenden können, indem wir sie von einem andern Standpunct aus, nehmlich von dem des Rechts, betrachten.

Um uns aber den Weg zu dem Beweise zu bahnen, daß die Ansichten des Herrn de la Mennais, so wie Alles, was er in seiner Schrift als Wunsch und Hoffnung ausspricht, oder als Rath zu beherzigen giebt, in rechtlicher Hinsicht verwerflich ist, erlaube man uns, einige allgemeine Sätze vorauszuschicken, gegen welche,

so viel wir wissen, weder von irgend einem großen Philosophen, noch von einem ausgezeichneten Rechtslehrer jemals erhebliche Einwendungen gemacht worden sind.

Der Mensch im naturrechtlichen Zustande, (aber nicht etwa im ersten Naturzustande —) ist der Mensch, der unter Voraussetzung der Freiheit und unter Bedingung der Realisirung der Gesetzgebung der Vernunft einen innern und äußern Wirkungskreis hat, welche beide identisch sind.

> Der innere freie Wirkungskreis, ist nehmlich die sittlich reine Triebfeder seines Handelns; der äußere hingegen, der dem innern vollkommen entsprechen (mit ihm identisch sein) soll, ist die in der äußern Erscheinung hervortretende Ausführung und Realisirung dessen, was er nach seinen innern Wirkungskreis (der sittlich reinen Triebfeder des Handelns folgend,) ausführen will und soll.

Oder: der Mensch des Naturrechts ist der Mensch, der mit Vergegenwärtigung des höchsten Ideals der Vernunft, in der sichtbaren Ordnung der Dinge als das sittlichste und reifste Geschöpf erscheinen soll. Der Mensch steht aber nicht allein da; er lebt unter mehrern Wesen seines Gleichen, welche zu einer Gesellschaft verbunden sind. In dieser Verbindung soll das Recht

herrschen, d. h. es soll der äußere freie Wirkungskreis keines Einzelnen verletzt werden. Eine solche Verletzung kann nicht eintreten, wenn Alle moralisch mündig sind, (dem Sittengesetze nie entgegen handeln). Ist dieß der Fall, so ist die Gesellschaft eine naturrechtliche Gesellschaft.

Es leuchtet ein, daß weder für den Menschen des Naturrechts, noch für die naturrechtliche Gesellschaft — in diesem Sinne die Nothwendigkeit eines Zwanges geben kann. Auch ist derselbe dem Völkerrecht fremd, in so fern Völker nichts anders sind, als mehrere aus der freien Vereinigung der Menschen entsprungene naturrechtliche Gesellschaften, wie wir sie eben bezeichnet haben.

Allein die idealische Vollendung des Menschen des Naturrechts, der einzelnen naturrechtlichen Gesellschaft und mithin auch der Mehrheit derselben oder der Völker, findet in der Wirklichkeit nicht statt. Wo also die Verletzung des Rechts ohne die Anwendung eines Zwanges nicht verhütet werden kann, wo vielmehr letztere als nothwendige Bedingung der Erhaltung des Rechts angesehen werden muß, da hört die naturrechtliche Gesellschaft auf zu sein, sie wird eine bürgerliche und an die Stelle des Naturrechts tritt das Staats=

recht. Der Mensch soll zur sittlichen Reife gebildet; zur sittlichen Mündigkeit gebracht und so das gegenseitige Recht, das, so lange der Mensch moralisch unmündig ist, stets der Gefahr, durch ihn verletzt zu werden, preisgegeben ist, gesichert werden. Das einzig mögliche Mittel zu dieser Sicherung ist der Staat. Die Idee des Staats ist demnach eine heilige. Wer in demselben die Rechte Anderer kränkt, muß vom Staate so behandelt werden,' daß den Folgen seiner Verirrung vorgebeugt, für veranlaßten Schaden Entschädigung gewährt — und bei einem hohen Grade von Rechtsverletzung strenge Ahndung angewendet werde. Das, wodurch dieß alles möglich wird, ist eine Anstalt, die wir den Zwang nennen und der durch die Bedingungen der Verletzung des Staatszweckes absolute Nothwendigkeit erhält. Der rechtliche Mensch aber hat denselben nirgends zu fürchten; denn da er einen innern freien Wirkungskreis hat, d. h. der reinsittlichen Triebfeder folgt, so kann bei ihm jener Zwang nie eintreten. Wenn sich nun gleichwohl Manche (in der Theorie) gegen diesen Zwang sträubten, so geschahe dieses nur, weil sie dem Worte einen falschen, gehässigen Begriff unterlegten, welchen es in einer gesunden Rechtsphilosophie nimmermehr haben kann. Zwingen heißt im Allgemeinen, Jemanden ver-

mittelst der Einschränkung seiner Freiheit zu einem Entschluß bestimmen. Die Verirrungen der Freiheit bringen die Zwangsrechte hervor.

Ohne Kenntniß der Rechte, besonders der Zwangsrechte kann der Mensch nicht mit sich einig sein.

Gewöhnt sich der Mensch nur zu einer äußern Legalität, so wird er leicht verführt, das Gesetz nur als Willkühr zu betrachten.

Kann er sich auf eine feine Art dem Zwange der Gesetze entziehen, so verletzt er Pflicht und Recht.

Dieß um so mehr, wenn er die Rechte des Menschen nicht durch Vernunft anerkennt. Je weniger dieß der Fall ist, desto unzuverlässiger, ja desto gefährlicher wird der Mensch.

Das Naturrecht wird gefährlich, sobald die Gesetze der Selbstliebe untergeordnet werden.

Das Staatsrecht (das allgemeine) kann gefährlich werden, wenn man das darin aufgestellte Ideal einer vollkommenen (d. h. völlig vernunftmäßigen) Staatsorganisation a u f e i n e u n b e s o n n e n e W e i s e, in gegebenen Staatsverfassungen zu realisiren denkt. *)

*) Wir könnten hier eine reiche Literatur beibringen, um zu beweisen, daß dieß wirklich die Grundsätze der größten Philosophen und Rechtslehrer früherer und späterer Zeiten sind, allein,

Wer diese Sätze reiflich durchdacht und sich von ihrer Richtigkeit überzeugt hat, für den scheint eine ins Einzelne gehende Widerlegung dessen, was Hr. de la Mennais sagt, eigentlich gar nicht nöthig zu sein.

Wenn wir es daher gleichwohl unternehmen, das Widerrechtliche seiner Ansichten, Wünsche und Forderungen im Einzelnen nachzuweisen, so geschieht es blos um darzuthun, wie weit sich ein Mensch verirren kann, wenn er seiner Phantasie die Zügel schießen läßt, und zugleich jeden Leser der Paroles, der dieselben etwa für ein Product des Dichtergeistes ihres Verfassers zu halten geneigt sein möchte, zu warnen, daß er hier keine eigentliche Poesie suche, welche allemal Theil an der ewigen Wahrheit hat.

Herr de la Mennais eifert außerordentlich darüber, daß der naturrechtliche Zustand der Menschen zerstört sei; er beklagt es bitter, daß die ursprüngliche Gleichheit derselben gar nicht mehr vorhanden sei; ja er betrauert den Verlust derselben um so mehr, da sie von Gott selbst herrühre, denn „Gott," sagt er, „hat weder

---

die Wahrheit ist in jedem Munde Wahrheit, der sie rein ausspricht und gewinnt nichts durch Namen. Auch wollen wir keineswegs im Schatten von Autoritäten kämpfen.

Kleine, noch Große, weder Herren noch Knechte, u. s. w. erschaffen.“ „Aber,“ setzt er hinzu, „unter den Menschen haben Einige mehr Kraft des Körpers, Andre mehr Kraft des Geistes, und diese suchen sich die Andern zu unterwerfen, wenn Stolz oder Gelüste die Liebe zu ihren Brüdern in ihnen ersticken.“ Fürwahr ein seltsames Gemisch von Wahrheit und Irrthum! Ursprünglich sind wir Alle gleich erschaffen. Wohl! Aber die große Verschiedenheit der Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte erhebt Einige über Andre. Wer hat uns nun diese verschiedenen Anlagen und Kräfte gegeben? Doch wohl Gott selbst! Und hat er damit nicht die Ordnung selbst eingeleitet, die unter den Menschen herrschen soll? Oder müssen die, welche die Leitung des großen Ganzen und seiner einzelnen Theile übernehmen, allemal von Stolz und Gelüsten dazu getrieben sein? Aber außerdem, daß sich der göttliche Ursprung der Herrschergewalt, gleichviel ob dieselbe in kleinen oder größern Umkreisen geübt wird, leicht nachweisen läßt, was hier weitläuftig zu thun, nicht vonnöthen ist, da es hinreicht, darauf hingedeutet zu haben, so läßt sich andrerseits auch der Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen auf eine höchst beruhigende Weise darthun. Reinhold (in seiner Recension der Schrift des großen Kant: „Zum

ewigen Frieden") sagt: „ein Recht zu zwingen, kommt dem zu, der ausdrücklich dazu bevollmächtigt ist, und es deutet dasselbe auf ein **ungleiches** Verhältniß hin, in welches die Menschen, ohne ihre Persönlichkeit aufzuheben, **im Staate** gerathen, wo das **Oberhaupt** Auftrag bekommt, die ungestörte Ausübung der einzelnen Rechte zu erzwingen u. s. w." Wir haben demnach auch an ein freiwilliges Aufgeben der Gleichheit der Menschen zu denken, welches auf Vernunftgründen und auf dem Wunsche beruht, des Rechts desto sicherer zu sein. *)

*) Jean Jacques Rousseau sagt in Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes. Amsterdam MDCCLV. Seite 2. L'inégalité morale ou politique dépend d'une sorte de convention, et elle est établie, ou du moins autorisée par le consentement des hommes.

Seite 6. La religion nous ordonne de croire, que Dieu lui-même aïant tiré les hommes de l'état de nature, ils sont inégaux parcequ'il a voulu qu'ils le fussent. Seite 156. Il me paroît certain, que non seulement les gouvernements n'ont point commencé par le pouvoir arbitraire, qui n'en est que la corruption, le terme extrême, et qui les ramène enfin à la seule loi du plus fort, dont ils furent d'abord le remède, mais encore que quand même ils auroient ainsi

Das Verschwinden dieser Gleichheit sieht aber Hr. de la Mennais überall blos als die Folge des Gelingens eines unrechtmäßigen Strebens an, wodurch sich Einzelne über die Andern erhoben haben. Nach dem bisher Gesagten ist es nicht nöthig über eine Ansicht dieser Art auch nur ein Wort noch zu verlieren.

Sowie indeß eine höhere Stellung in der Gesellschaft seiner Meinung nach von dem Einen nur durch eigenmächtiges, gewaltsames Hinabdrängen der Andern auf niedere Stufen — erhalten wird, so ist ihm auch jeder Besitz des Einen, Beraubung des Andern, und zwar die gewaltsamste Beraubung, die man sich nur denken kann. Da er aber in seiner Schrift nirgends einen philosophischen Gang geht, sondern blos die Bilder aufstellt, die ihm in seinen Träumereien vorschweben, so muß natürlich jede Widerlegung schwer werden, indem sich nirgends Principien finden, an welche sich natürliche Folgen anreihen ließen, und indem nirgends Gründe aufgestellt sind, welche man mit Gegengründen entkräften könnte. Wir dürfen jedoch hoffen, daß auch die auf

---

commencé, ce pouvoir étant par sa nature illégitime, n'a pu servir de fondement aux droits de la société, ni par conséquent à l'inegalité d'institution.

die Ungleichheit des Besitzes gegründete Anklage des gesellschaftlichen Zustandes, von unsern Lesern aus dem richtigen Gesichtspunct angesehen, und das Thörichte derselben anerkannt werden wird, ohne daß wir uns Mühe geben, hier besonders darüber noch etwas zu sagen, zumal da wir auf diesen Gegenstand weiter unten noch einmal zurückkommen werden.

Man erinnere sich, was wir oben über die großen rechtlichen Vereine, die Völker, gesagt haben. Auch in Bezug auf diese hat Herr de la Mennais ganz andre Ansichten. Nach ihm trägt jede gesellschaftliche Verbindung den Keim der Knechtschaft in sich, eben so wie jedes Individuum den Keim der Sünde in sich trägt. Nun haben wir selbst zugestanden, was längst erkannt und ausgesprochen worden ist, daß, da das menschliche Geschlecht in der Wirklichkeit der idealischen Vollendung, in welcher die Menschheit im Natur- und Völkerrechte erscheint, nicht entspricht, eine Anstalt nöthig ist, durch welche die Freiheit der Menschen an das Princip der Sittlichkeit gewiesen und das Recht geschützt werde. Diese Anstalt ist der Staat, der seine Aufgabe, das Gleichgewicht zwischen der Freiheit Aller zu erhalten, nur unter der Bedingung des Zwanges, lösen kann.

Auf eine solche Idee einzugehen, ist dem Herrn

de la Mennais ganz unmöglich. Es würde dieß Verwunderung erregen müssen, wenn man dabei nur an sein Talent und seinen Scharfsinn dächte. Aber ein Bick auf seine Umgebungen, ein Blick auf seine eigene Stimmung erklärt die Erscheinung. Er lebt im Lande der Ultras. Wer kennt nicht die wüthenden Kämpfe der Ultraliberalen, der Ultraroyalisten u. s. w. Er selbst wohl mehr als bloßer Zuschauer bei diesen Kämpfen, fast überall, wo er auftrat, zu den Extremen hingerissen, leidenschaftlich im höchsten Grade, in Widerspruch mit der Welt, mit sich selbst gerathen, — wie ist es da möglich, daß er ein Verhältniß ruhig aufzufassen, ruhig zu beurtheilen vermöchte. Das Gesetz ist ihm nichts anders, als die Zwangsmaasregel des Gewalthabers, Alle zu nöthigen, daß sie ihm seine eigennützigen Zwecke erreichen helfen; jede Aeußerung der ahndenden Gerechtigkeit, ein Act der Grausamkeit eines Unterdrückers; Menschenwürde sieht er nirgends anerkannt, denn sie ist längst untergegangen in dem Conflict der Gewalt und der Schlaffheit; — doch unsre Leser erlassen es uns, nachzusprechen, was er, Gift im Herzen, Geifer im Munde zum Schimpf der Menschheit aussprudelt, während er einen Zustand blicken läßt, der uns nicht anders vorkommt, als — eine Art von moralischer Epilepsie. —

Aus allen diesen ergiebt sich, daß Herr de la Mennais den rechtlichen Zustand der Individuen, der Völker, der Staaten durchaus verkennt und demselben auf eine höchst widerrechtliche Weise Merkmale beilegt, wodurch er verdächtigt, in einem gehässigen Lichte dargestellt und in den Augen der Furchtsamen und Leichtgläubigen als ein völlig unwürdiger Zustand dargestellt wird.

Es ist oben bereits von der Vernunftmäßigkeit der Mittel die Rede gewesen, welche er in Vorschlag bringt, um eine bessere Ordnung der Dinge eintreten zu lassen. Hier haben wir es demnach mit der Rechtmäßigkeit derselben zu thun. Es leuchtet aber a priori ein, daß das, was nicht vernunftmäßig ist, ebensowenig rechtmäßig sein kann. Es sind übrigens auch ziemlich ganz dieselben Mittel, die wir schon kennen. Nur erscheinen sie auf einem andern Blatte des Buchs, in andrer Einkleidung und mit andern Worten ausgedrückt. Und —! Gott selbst hat sie ihm eingegeben! In einer Vision offenbart ihm der Vater der Menschen, was geschehen muß. Das ganze Menschengeschlecht erscheint ihm wie ein einzelner Mensch, beladen mit Schmerz und Leiden — und — Ketten, denn diese dürfen nirgends fehlen! Aber ein Strahl des Lichts gehet aus vom Morgen, und eine Stimme tönt: Wisse, was du wissen mußt;

ein Strahl der Liebe vom Mittag; und eine andere Stimme ruft: Liebe, den du lieben sollst; ein Strahl der Kraft von Mitternacht; und eine dritte Stimme läßt sich vernehmen: Thue, was gethan werden muß. Die Strahlen fließen auf dem Herzen des Menschen zusammen, und die Stimmen einigen sich gleichfalls und es wird gehört: Diene Gott und diene nur ihm allein! So ist es denn also entschieden, Herr de la Mennais ist von Gott inspirirt. Was er sagt, das sagt er in Gottes Namen, wie die Propheten der Vorzeit. Nur hätte er nicht so sehr gegen die falschen Propheten eifern sollen, wie er an mehreren Stellen seiner Schrift thut, denn nie gedenkt er den Verdacht von sich zu entfernen, daß er selbst ein falscher Prophet sei? — Welches Merkmal trägt er an sich, woran man ihn für einen wahren Propheten erkennen kann? Sind es etwa diese Strahlen, die er in seiner Vision schießen sahe, oder die Stimmen, die er vernahm? Wir wollen sehen. Der Strahl des Lichts klärte die Welt auf über den Ursprung aller Leiden; es wurde ihr bei demselben klar, daß die Sclaverei die Quelle aller Uebel ist. Der Strahl der Liebe vereinte alle Einzelne zu gegenseitiger Rettung und der Strahl der Kraft gab ihnen eine göttliche Stärke, so daß sie ihre Fesseln brachen. Also immer wieder

das alte Thema. So wie Cato darauf rechnete, daß sein immer wiederholtes: **Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam,** etwas wirken und die Zerstörung der gefürchteten Afrikanerin herbeiführen werde, ebenso scheint auch Herr de la Mennais darauf zu rechnen, daß sein unaufhörlich wiederholter Ruf: „Ihr seid Sclaven! Brecht eure Fesseln und seid es nicht mehr!" die von ihm beabsichtigte Wirkung haben werde. Es scheint aber den Menschen dazu an Lust oder an Muth zu fehlen. Um diesen zu entflammen, sucht er ihr Ehrgefühl rege zu machen und bedient sich eines zwar etwas unedeln, aber seiner Meinung nach treffenden Bildes. Er sagt nehmlich: es gibt dumme Thiere, die man in Ställe einsperrt, und die man füttert, um sie zur Arbeit zu gebrauchen und die man dann, wenn sie alt werden, mästet und schlachtet. Das sind die Feigen, die für ihr Recht und ihre Freiheit nichts wagen. Aber es giebt auch wilde Thiere, die keine Sclaverei ertragen und sich weder durch trügerische Liebkosungen, noch durch Drohungen und üble Behandlungen bändigen lassen, und das sind die Muthigen, die Starken, die kein Joch ertragen. **Fiat applicatio!** Es ist wirklich arg, wie der Herr Abbé die herrlichsten Ideen mißbraucht, um seine verwerflichen Grundsätze damit zu verknüpfen. Licht

im Geiste, Liebe im Herzen, Kraft zur Thätigkeit! Was sind sie ihm? —

Wenn Jemand die Rechte Andrer beeinträchtigt, so tritt nach dem Obigen der Zwang ein, der den Beeinträchtigenden entweder von der Ausdehnung seiner Eingriffe in fremde Rechte abhalten, oder ihn zur Genugthuung und Ausgleichung des gemachten Schadens nöthigen, oder endlich durch einen besonderen Act der Gerechtigkeit straft, d. h. durch ein Beispiel einer angemessenen Strenge von zukünftigen Verirrungen der Freiheit abschreckt.

Um die Anwendung dieser Sätze auf den Verfasser und Herausgeber der **Paroles d'un Croyant** zu machen, muß vor allen Dingen gefragt werden: Hat er irgend ein Recht verletzt? Und welches? Dann aber, an welche rechtlichen Folgen einer solchen Verletzung ist hier zu denken?

Herr de la Mennais hat zwar vor der Hand noch nicht eigentlich etwas gethan, d. h. er hat sich keine reellen Thätlichkeiten erlaubt und ob Andre zu Thätlichkeiten durch ihn sich angereizt fühlen werden, muß vorerst noch abgewartet werden, wiewohl schon allerdings das Recht und die Pflicht vorhanden ist, solche Wirkungen, die das besprochene Buch haben

könnte, zu verhüten. Dieses Buch nun enthält eben nicht mehr, als sein Titel sagt, nehmlich Worte. Aber auch im Worte kann eine Verirrung der Freiheit, mithin die Verletzung eines Rechts statt finden und folglich kann auch das Wort dem Zwange (nach dem obenangeführten Begriffe) unterliegen und endlich Gegenstand einer ahndenden Strenge (Bestrafung im engern Sinne) werden *). Das allgemeinste Recht ist dieß: jeder Mensch kann verlangen, daß das, was zu ihm gesprochen wird, Wahrheit enthalte. Die groben Unwahrheiten, die in den **Paroles** vorkommen, sind schon mehrmals in dieser Recension gerügt. Es würde hierbei jedoch vorerst darauf ankommen, ob Herr de la Mennais **absichtlich** und zwar in böser Absicht die Wahrheit entstellt, oder blos irrthümlich das Wahre verhüllt und das Unwahre gegeben habe. Diese allgemeine Untersuchung glauben wir jedoch von der Hand weisen zu müssen, weil Herr de la Mennais sagen kann: alles was ich geschrieben habe, ist meine feste Ueberzeugung, und es wohl anzunehmen, daß seine Ansichten für ihn subjective Wahrheit haben. Wir geben

---

*) Wenn dieß nicht wäre, so könnte es in der Rechtslehre auch kein Capitel von Verbalinjurien geben. —

daher der Untersuchung eine andre Richtung und bemühen uns nachzuweisen, daß er durch das jedenfalls absichtliche, überlegte Aussprechen auch der nur irrthümlicherweise für wahr gehaltenen Rechte verletzt hat. Und diese Rechte sind die Rechte der Fürsten und Obrigkeiten; die Rechte des Staats (in der Idee und in der Erscheinung) und die Rechte seiner Mitbürger, so wie seiner Mitmenschen überhaupt.

Einer unsrer ausgezeichnetsten Rechtslehrer sagt: „Aus der Schuldigkeit des Gehorsams gegen das Gesetz ergiebt sich schon von selbst die Verpflichtung, *der Obrigkeit Folgsamkeit und Ehrfurcht zu beweisen*, welche das Gesetz vollzieht." Die Obrigkeit also im weitesten Sinne,*) hat das Recht, Ehrfurcht und Folgsamkeit zu fordern. Diese Ehrfurcht nun be-

---

*) Es ist immer das obrigkeitliche Ansehen der Regenten, welches sich in jeder von Staatswegen ergehenden Bestimmung des Willens irgend eines Unterthanen kund thut. Denn nur diesem ist jeder Unterthan Gehorsam schuldig; nur die Vollziehung des Gesetzes, oder die gesetzmäßige Anwendung der Mittel zum Zwecke des Staats, ist es worin das Wesen der Staatsverwaltung besteht; alle Obrigkeit im Staate macht daher auch nur ein zusammengehöriges Ganze aus; und es gilt für sämmtliche Unterthanen gleich viel in diesem Betrachte, ob sie unmittelbar oder mittelbar von dem Organ des Gemeinwillens regiert werden.

weiſ't Herr de la Mennais nicht nur nicht, ſondern er geht in ſeinem Haſſe gegen ſie ſo weit, daß er ſie zu beſchimpfen wagt, einmal ſchon durch die Art des Urſprungs, den obrigkeitliche und Regentengewalt nach ihm gewonnen haben ſoll, und dann dadurch, daß er den Obrigkeiten und Regenten einen fortwährenden Mißbrauch ihrer Gewalt Schuld gibt. Er verletzt alſo zunächſt das Recht der Fürſten Ehrfurcht zu fordern durch ſeine Schmähſucht und tritt in der Rolle eines offenbaren Verläumders auf.

Ob er übrigens dem König von Frankreich oder untergeordneten franzöſiſchen Behörden auch den Gehorſam verweigert hat, wiſſen wir freilich nicht. Aber ſo viel iſt klar, daß er, indem er die Völker auffordert, den Regenten den Gehorſam zu verweigern, dadurch das Recht derſelben, letztern zu fordern, noch weit mehr verletzt, als wenn er ſich für ſeine Perſon die Uebertretung eines einzelnen Geſetzes erlaubt hätte, in welchem Falle er nur als ein einfach Ungehorſamer zu betrachten wäre, während er nach ſeinem Treiben vielmehr als ein Aufwiegler anzuſehen iſt.

Aber auch die Rechte des Staats hat er verletzt, und zwar einmal ſchon in der Idee; dann aber und noch vielmehr, auch in der Erſcheinung.

Es wird nicht schwer halten, beides kürzlich nachzuweisen.

Damit nehmlich Niemand die dem Herrn de la Mennais gemachte Beschuldigung zu hart finde, bemerke man: Sage Niemand, die Idee sei keine Person, nicht einmal eine moralische, und könne demnach keine Rechte haben. Auch der Sache kommen gewisse Rechte zu, wieviel mehr einer geistigen Sache oder einer Idee. (Es ist ganz gleich, ob diese Rechte in dem Bewußtsein des Gegenstandes selbst ruhen, dem sie zukommen, oder nur in der Anerkennung derer, die etwas anzuerkennen fähig sind, und die deshalb auch den bewußtlosen Gegenstand in seinen Rechten zu schützen verbunden sind.) Was in irgend einer Vollendung erscheint, macht Ansprüche darauf, nicht muthwillig zerstört zu werden. Darum giebt es einen durch das Gesetz verpönten Baumfrevel; darum ist die Zerstörung irgend eines Kunstwerks strafbar, nicht blos weil das Eigenthum des Besitzers beeinträchtigt, sondern das Schlechte an die Stelle des Schönen, das widrige Bild der Zertrümmerung an die Stelle einer (gleichviel in welchem Grade) vollendeten Kunstform gesetzt wird. Das ist überall so, wo das Morale mit dem Legalen sich verknüpft. Nun hat Herr de la Mennais die Idee des

Staates in mehrern Stellen seiner Schrift theils gar nicht anerkannt und abgeläugnet, theils eine schlechte an ihre Stelle gesetzt, wie denn seinen Meinungen zufolge die Staaten nicht nur einen traurigen, sondern sogar einen schlechten Ursprung genommen haben. Er hat also die Idee des Staats beleidigt. Damit hängt denn nothwendig zusammen, daß auch der Staat in der Erscheinung vor ihm keine Gnade finden kann; denn es existirt seinen Ansprüchen zufolge kein rechtlich begründeter, kein rechtlich geleiteter und verwalteter Staat. So wie nun der einzelne Mensch das Recht auf persönliche Würde und auf guten Namen hat und mithin Ansprüche auf die Achtung Andrer machen darf; so auch der Staat und zumal wenn durch die Entziehung dieser Achtung irgend ein Staatszweck gehindert werden würde. Jede Rechtsverletzung gegen den Staat aber involvirt in den meisten Fällen auch eine Rechtsverletzung gegen den Regenten, denn wo es schlecht zugeht, fehlt es entweder an einer zweckmäßigen Gesetzgebung, oder an sorgfältiger Oberaufsicht, oder an durchgreifender Gerechtigkeitspflege. Nun gehören aber zu den Oberhoheitsrechten der Regenten das Recht der Oberaufsicht, das Recht der Gesetzgebung (im engern Sinne, **potestas rectoria**) und die Justizhoheit oder die oberrichterliche Gewalt.

und mit diesen Rechten verknüpfen sich auf ganz natürlichem Wege die demselben respondirenden Pflichten. Es leuchtet demzufolge ein, daß in den von Herrn de la Mennais in einem so übeln Lichte dargestellten Staaten, diese Pflichten völlig unerfüllt geblieben sein müssen. Da er sich nun hierbei die größten Uebertreibungen zu Schulden kommen läßt, so gesellt sich zu der ihm oben nachgewiesenen Verläumdungssucht auch noch eine Rechtsverletzung durch falsche Anklage.

Es fehlt noch ein Wort zum Beweise, daß Herr de la Mennais auch die Rechte der einzelnen Bürger gekränkt hat. Ein Beweis, der indeß mehr nach den Grundsätzen der Moral als des Rechts aufgestellt werden kann. Zu den Verletzungen des Rechts nehmlich, also zu den strafbaren Handlungen gehören auch alle diejenigen, durch welche die öffentliche Ordnung und Wohlfahrt zerstört oder gefährdet wird. Es unterliegt demnach keinem Zweifel, daß auch die Bekanntmachung der Schrift: „**Paroles d'un Croyant**“ als ein Vergehen gegen ruhige Bürger angesehen werden muß, und das um so mehr, da sie jene selbst zu Werkzeugen der Störung der bestehenden Ordnung und der Wohlfahrt umzuschaffen beabsichtigt, und dadurch strafbar zu machen sucht. Die ganze Tendenz der Schrift ist revolu-

tionär. Wer aber Empörungen anzustiften versucht, vergeht sich nicht allein an denen, gegen welche diese gerichtet sind, sondern auch an Allen, die in dieselben zu verwickeln ihm gelungen ist. Daher denn auch Rädelsführer und Häupter von Verschwörungen allemal strenger, und zwar mit Recht bestraft werden, als die, welche durch Ueberredung oder Zwang irgend einen mindern Antheil genommen haben. Das ist die rechtliche Ansicht von der Sache. In moralischer Beziehung aber ist das Vergehen des Herrn de la Mennais nicht geringer; denn er verpestet durch seine Darstellungen die Gesinnung, indem immer zu fürchten ist, daß es Leser geben werde, die sich, hingerissen von seiner Suade seiner Meinung anzuschließen und im vorkommendem Falle seine Rathschläge zu befolgen fähig sein dürften.

Freiheit.

Der so oft gemißbrauchte Name der **Freiheit** bezeichnet einerseits eines der größten Güter des Menschen, während er andrerseits an die größten Verirrungen des menschlichen Geistes und die fürchterlichsten Aeußerungen der rohen ungezügelten Kraft zugleich erinnert. Man denke nur an den Freiheitsschwindel zur Zeit der französischen Revolution.

Nach Herrn **de la Mennais** ist alle Freiheit untergegangen in der Unterjochung, in deren Gefolge sich die bitterste Armuth zeigt. Aber worin sieht er diese Unterjochung? Gerade in den Dingen, die entweder auf freien Gesellschaftsverträgen beruhen, oder die aus der Nothwendigkeit der bürgerlichen Ordnung hervorgegangen, die menschlichen Vereine von den Heerden der Thiere unterscheiden, und noch von keinem ver-

nünftigen Menschen angefochten worden sind. Er fragt: Seid ihr frei, wenn ihr die nicht selbst wählt, die euch regieren sollen? Diese Frage verstehen wir nicht. Hält er Wahlreiche für glücklicher, als erbliche Monarchien? Oder meint er, es herrsche in jenen mehr Freiheit, als in diesen? — Um seine Geschichtskenntniß scheint er in beiden Fällen nicht sehr zu beneiden zu sein. Er fragt, und — wahrhaftig zu unserm Staunen fragt er: Seid ihr frei, wenn ihr über eure eignen Kinder keinen Beschluß fassen, sie dem nicht anvertrauen dürft, dem ihr die Sorge für ihren Unterricht und ihre Erziehung gern übertragen möchtet? Was?! Ist es in Frankreich so weit gekommen, daß Aeltern nicht mehr den Lehrer ihrer Kinder wählen dürften? Steht es Niemanden mehr frei, seine Kinder erziehen zu lassen, auf welche Weise und wozu er will? Und seit wann sollte es dahin gekommen sein? Weiß man doch, daß vornehme Pariser Familien ihre Kinder, wenn sie kaum geboren sind, in Pensionsanstalten, vorzüglich auf dem Lande, bringen, und sie oft vor dem vierzehnten Lebensjahre nicht wiedersehen. Und warum? Blos aus Zartgefühl, weil sie einsehen, daß sie bei den immerwährenden Thées-Dansants, den Bällen, Opern, Schauspielen und Con-

certen sie doch vielleicht zu vernachlässigen gezwungen sein würden! — Also von Frankreich kann der Herr Abbé nicht reden, wenn er die verloren gegangene Freiheit der Aeltern beklagt, ihre Kinder erziehen zu lassen, von wem sie wollen. Was kann ihn also zu einer Aeußerung dieser Art veranlaßt haben. Sicherlich die ungeheure Länder- und Völkerkunde, die den Franzosen eigen ist. Es ist unglaublich, lieber Leser, und Du kannst Dir, wenn Du mit diesem Volke nicht bekannt bist, kaum einen Begriff davon machen, wie weit in Frankreich die Unwissenheit, selbst nicht selten der Gelehrten, in Betreff der Verhältnisse des Auslandes geht. Die vor einiger Zeit in deutschen Zeitschriften mitgetheilte Mystification französischer Journalisten, die einen Correspondenzartikel unbedenklich in ihre Blätter aufgenommen und in demselben eine Menge fingirter höchst ominöser Namen für bedeutende Städte Teutschlands gehalten hatten, könnte einen Beweis dafür geben, wenn uns hier der Raum nicht fehlte, die Sache weitläuftig zu erzählen. — Man kann also fast nicht anders annehmen, als daß Herr de la Mennais wirklich meint, im Auslande — und höchst wahrscheinlich in Teutschland, an welches er besonders zu denken scheint — habe kein Vater das Recht, über die Erziehung seiner Kinder zu bestimmen. Ferner

fragt er: Seid ihr frei, wenn ihr nicht zusammentreten dürft, um über eure Interessen zu verhandeln, eure Rechte zu vertheidigen und Erleichterungsmittel gegen Uebel zu finden, die euch drücken? Unnütze Frage! In Teutschland ist noch kein Zusammentreten, um gemeinschaftliche Interessen zu berathen, verboten worden, wenn es auf dem rechtmäßigen Wege geschahe. Der Handelsstand hat seine Conferenzen, die Handwerker selbst haben ihre Zusammenkünfte und Keinem ist es je verwehrt worden, seine Rechte gegen Eingriffe von außen zu schützen. Nur das Zusammenrottiren um Complotte zu schmieden, ist untersagt, und wird von oben her mit Energie verhindert. Deshalb aber will ohne Zweifel Herr de la Mennais keine Freiheit irgendwo anerkennen. Ja er vermißt sie sogar deswegen, weil er nicht hingehen kann, wohin er will, um zu ärndten, wo er nicht gesäet hat, um ein Stück Land in Besitz zu nehmen, das und wo es ihm eben gefällt; er jammert über die Härte der Untersuchungen gegen Verdächtige und kommt endlich wieder auf die Nothwendigkeit der schon mehrmals vorgeschlagenen Mittel zurück: Wollet nur frei sein! Ihr bedürft nur Muth und Ausdauer, und ihr werdet es werden!

Wohl wissend indeß, was schon sowohl alte Weise

als auch Denker jüngerer Zeiten über Volksleitung und Volksregierung gesagt haben, glaubt er Alles das bestreiten zu müssen, was dahin gehört und sucht zu beweisen, daß in der ganzen Welt die Ungerechtigkeit herrsche. Solche Sätze bedürfen keiner Widerlegung; sie widerlegen sich selbst am besten. Und wenn er wirklich die Bibel entweihend, ihre Aussprüche mit hereinzieht und in denselben Beweise für die Wahrheit seiner Schilderungen beizubringen versucht; wenn er namentlich die von ihm gewiß nicht verstandene Stelle: Römer VIII, 19—22 zu einem solchen Beweise mißbraucht, so kann ihm dieses doch Alles nichts helfen, er giebt doch überall Blößen, die es nur zu deutlich verrathen, daß er nicht im Stande ist, ein Verhältniß ruhig zu beurtheilen, Wahres vom Falschen zu unterscheiden, Ursachen aufzusuchen und Wirkungen für solche zu erkennen. —

Weil es nun bei dem von ihm so tief empfundenen Mangel der Freiheit unmöglich ist, zu nehmen und sich zuzueignen, was Einem gefällt; so ist es ihm klar, die Armuth, die sich überall zeigt, ist eine Tochter der Knechtschaft. Aber er giebt ihr noch eine zweite Mutter, und das ist die Sünde. Also muß der Mensch die Sünde in sich und die Sclaverei in der Gesellschaft zerstören, dann wird auch die Armuth weichen, aber

nicht ganz, denn sie muß dann noch als eine von Gott erlaubte Ausnahme statt finden, um die Menschen an die Schwachheit ihrer Natur zu erinnern und zu der gegenseitigen Hülfe und Liebe aufzufordern, welche sie einander schuldig sind! Was soll man zu einem solchen Räsonnement sagen? Bei der Freiheit, welche Herr de la Mennais wünscht, könnte allerdings der Einzelne sich stark bereichern; daß aber eine Ausgleichung des Ueberflusses mit dem Mangel eintreten, und die Armuth dagegen völlig verschwinden würde; das einzusehen, ist uns zur Zeit noch nicht wohl möglich.

Daß hingegen die Armuth die Tochter der Sünde sei, kann theilweise zugestanden werden, — aber auch nur theilweise, und dann wird auch das nicht daraus folgen, was der Herr Abbé daraus folgern will, der übrigens, wenn man alle hierher gehörigen Stellen seiner Schrift zusammenstellt und vergleicht, durchaus nicht zu wissen scheint, was Armuth ist, und ebensowenig, welches ihre eigentlichen Quellen sind. Er fragt: Was ist ein Armer? Und antwortet darauf: Derjenige, welcher noch kein Eigenthum hat. — Uns kommt diese Antwort sehr unbestimmt und schwankend vor, daß wir nicht sagen unrichtig; denn es kann Hülfsbedürftige geben und giebt deren gewiß nicht wenige, die noch Wohnung und

Eigenthum haben, deren Einkünfte aber zum Unterhalte nicht ausreichen. Ein Armer ist vielmehr der, welcher das nicht hat, was er nothwendig braucht; d. h. einer der Mangel leidet. Hier fehlt also die rechtmäßige Erwerbung des Besitzes, oder des Gegenstandes, den er braucht. Nun muß gefragt werden, wie kommt es, daß diese rechtmäßige Erwerbung fehlt? Hierauf giebt es eine doppelte Antwort. Entweder, der Arme kann nicht erwerben, oder er will nicht. Der erste Fall findet statt, wenn Alter, Krankheit, oder specielle Unglücksfälle ihn hindern, sich das Nothwendige zu verdienen; zweitens wenn bei sinkendem Gewerbe Mangel an Verdienst eintritt; drittens, wenn die große Concurrenz der Arbeiter den Arbeitslohn herabdrückt, und viertens wenn die hochgestiegenen Preise der ersten Lebensbedürfnisse es fast unmöglich machen, so viel zu verdienen, als nöthig ist, um jene hinreichend anzuschaffen. Unter solchen Umständen wird entweder gar nichts, oder nicht genug erworben. Der zweite Fall aber, wenn der Arme nicht erwerben will, findet da statt, wo sich die Neigung zum Müssiggang offenbart. Hier ist jedoch nur von der rechtmäßigen Erwerbung des eben Nothwendigen die Rede gewesen; es giebt aber noch eine andre Art derselben, nehmlich die rechtmäßige Erwerbung

eines bleibenden Eigenthums. Hier wird vorausgesetzt, daß mehr erworben werde, als eben nöthig ist, wodurch es möglich wird, Etwas zu sparen. Auch zu dieser Erwerbung kommen Manche nicht, weil sie nicht dazu kommen können; Andre nicht, weil sie nicht wollen. Sind die Bedürfnisse dem Erwerb gleich, so geht dieser von einem Male zum andern auf, und es kann nichts erübrigt werden; oder der Erwerbende zeigt Genußsucht, Hang zur Unordnung und Verschwendung, vielleicht gar zum Spiel, oder zum Trunke u. s. w., und in diesem Falle ist Mangel an Sparsamkeit Ursache, daß kein bleibendes Eigenthum erworben wird. Daraus ergiebt sich denn, daß Herr de la Mennais theilweise Recht hat, wenn er die Armuth eine Tochter der Sünde nennt.

Es kann nicht in unserm Plan liegen, eine vollständige Abhandlung über die Armuth zu schreiben oder uns über die in unsern Tagen sichtbar hervortretende Verarmung so Vieler zu verbreiten. Wir überlassen dieses denen, welchen es obliegt, für den Wohlstand der Staatsbürger zu sorgen, ihm Quellen zu eröffnen, und das zu entfernen, was ihn stören oder hindern könnte. Wir haben es hier blos mit der Ansicht des Herrn Abbé zu thun, daß die Unterdrückung der Freiheit in unsern

Tagen die große Armuth erzeuge, und wenn wir nachgewiesen haben werden, daß gerade der Mißbrauch der Freiheit die meiste Schuld an der Verarmung des größten Theils derer habe, die entweder schon in Armuth versunken sind, oder noch zu versinken Gefahr laufen, so wird es genug sein und wir können uns dann jede andre mit der Behauptung des Herrn de la Mennais und der Widerlegung derselben nicht unmittelbar in Beziehung stehenden Untersuchung ersparen.

Erstens: Mit der allgemeinen Verfeinerung der Sitten, die ohne Widerspruch nur unter der Aegide der Freiheit fortschreiten kann, haben sich die Bedürfnisse der Menschen vermehrt, und es sind zu den wahren noch eine Menge eingebildeter hinzugekommen. Aber selbst die Art und Weise, wahre Bedürfnisse zu befriedigen hat sich geändert; die Einfachheit ist von der Eleganz verdrängt worden, und das Wohlfeile ist dem mehr oder minder Kostbaren gewichen. Hat Herr de la Mennais nie etwas vom Luxus gehört? hat er in seinem luxuriösen Vaterlande nirgends gesehen, wie derselbe in den Familien der mittlern Stände nicht nur, sondern selbst in den niedrigsten Sphären des Volks einheimisch geworden ist? — Paulus, der Apostel des Herrn sagt: 1. Timoth. VI, 8. Wenn wir Nah-

rung und Kleider haben, so lasset uns begnügen. Wo findet sich aber heutzutage diese Genügsamkeit, die die Nahrung blos für das Mittel, Hunger und Durst zu stillen, und die erschöpfte Kraft zu ersetzen, ansieht, und sich mit dem zufrieden stellen läßt, was nothwendig dazu erfordert wird? Wo findet sich die Genügsamkeit, die im Kleide nur das Mittel zur Bedeckung und zum nothwendigen Schutz gegen die Witterung sucht? Tausend Genüsse, einer immer feiner als der andre, sind es, nach welchen der verwöhnte Gaum lechzt. Der einfache Tisch unsrer Voraltern ist zur geschmackvollen Tafel erhoben worden, und das Kleid ist nicht mehr nothwendiger Schutz, sondern oft höchst entbehrlicher Putz. Zu den wahren Bedürfnissen sind eine unzählige Menge eingebildeter gekommen. Aber auch die Art, Bedürfnisse zu befriedigen, hat sich geändert. Der einfache, irdene Krug, aus welchem die Vorzeit das stärkende und belebende Wasser des Quells trank, ist verschwunden und hat der Caraffe von geschliffenem Glas oder Crystall Platz gemacht. Der alte ehrwürdige Tisch, an welchem sich früher mehr als eine Generation nach einander versammelte zu andächtigem Morgen- und Abendgebet, zu dankbarem Empfang des täglichen Brodes und zur fleißigen Arbeit, ist dem Feuer

übergeben worden, um an seine Stelle niedliche Meubles von kostbarem Holz und zierlicher Arbeit treten zu lassen, die, ehe sie Alter und Benutzung unbrauchbar gemacht hat, auf die Seite geschafft werden, sobald die Mode eine andre Form befiehlt. Wenn der Erwerb mit der Anschaffung derartiger Bedürfnisse in umgekehrtem Verhältnisse steht; wenn Armuth auf Verschwendung folgt, — wie kann da Herr de la Mennais behaupten, Armuth sei eine Folge der Unterdrückung, des Mangels an Freiheit? Was würde er sagen, wie würde er schreien, wenn eine Regierung eine angemessene Kleidertracht vorschriebe, die allen Luxus ausschlösse? würde er nicht abermals über Zwang und Unterjochung klagen? Und dennoch leuchtet es ein, daß eine solche Maasregel viel dazu beitragen müßte, daß außerordentliche Summen erspart würden, die jetzt bei völliger Freiheit der Wahl des Stoffes, des Schnittes und der Verzierung der Kleider — vergeudet werden.

Auch müssen wir hier des Müssiggangs gedenken, der in sehr vielen Gestalten vorkommt, jedesmal aber Armuth veranlaßt, und zwar nicht immer für den Müssiggänger allein, sondern selbst für seine thätigern Umgebungen. Wir wollen uns deutlicher erklären. Müssiggang oder Nichtsthun aus Arbeitsscheu offenbart sich, wenn

der zur Arbeit Verpflichtete nicht so viel thut, als er thun sollte und von ihm gefordert werden kann, er also auch nicht soviel erwirbt, als er erwerben könnte. Wendet er nun die Zeit, die er der Arbeit entzieht, dem Vergnügen, dem Spiel zu, so ist es klar, daß er doppelt in Verlust kommt; einmal dadurch, daß er durch unterlassene Arbeit nicht gewinnt; dann dadurch, daß er noch dazu ausgiebt. Ueberlassen Handwerksmeister die Arbeit ihren Gesellen, die, so lange jene auf die bezeichnete Weise müssig gehen, nicht einmal unter Aufsicht arbeiten, so ist es kein Wunder, wenn die Arbeit vernachlässigt oder schlecht wird. Der Meister verliert nach und nach seine Kundschaft, wird arm, und zunächst leidet freilich seine Familie am meisten; aber alle, die sich entschließen, dieselbe auf irgend eine Weise zu unterstützen, werden, je öfter sie sich bei solchen Gelegenheiten angezogen sehen, desto mehr fühlen, was ihnen selbst dadurch entgeht. Hier sei es uns erlaubt, mit einem Worte auf die nachtheiligen Folgen aufmerksam zu machen, welche das National- und Communalgarden-Wesen nach sich ziehen kann. Es ist eine schöne Idee, als Mann seinen eignen Heerd zu vertheidigen und gerüstet gegen jede Unbill dazustehen. Auch sind wir nicht gemeint, momentan nothwendige Maasregeln

mit Energie einerseits und Selbstaufopferung andrerseits ausgeführt, angreifen oder tadeln zu wollen. Daß aber stehende Communalgarden ihre Mitglieder oft der Arbeit entziehen, die sie vollbringen sollten; daß sie sie zu einem Müssiggang verleiten, der ihnen anfangs selbst vielleicht lästig, späterhin erträglich, zuletzt angenehm und zur Gewohnheit wird; daß sie sie endlich zu Ausgaben veranlassen, die sie sparen könnten — dieß Alles ist ebenso ausgemacht, als sich die traurigen Folgen davon weder abwenden, noch abläugenen lassen. Und dennoch haben sich diese Vereine meistentheils freiwillig und keineswegs mit Gewalt gezwungen gebildet, wenigstens ist dabei nirgends an eine solche Sclaverei zu denken, von welcher Herr de la Mennais die Völker bedrückt sieht.

Unter dem gemeinen Volk tritt freilich der Müssiggang in einer weit schwärzern Gestalt hervor. Wer nicht arbeiten will, bettelt, oder sucht sich auf unerlaubtem Wege zu verschaffen, was er braucht. Da nun die öffentlichen Armenversorgungsanstalten, die noch so vortrefflich sein können, nicht hinreichen, alle diese zu nähren, so fallen sie trotz der Wachsamkeit der Polizeien dem Publicum zur Last, und du darfst nicht meinen, daß die in solchen Fällen gereichte Gabe zu gering wäre,

als daß dir ein merkbarer Verlust zugezogen werde; zähle, wenn du ein guter Rechner bist, die Summen zusammen, die auf diese Weise in einem Jahre einem Hause, einer Stadt entzogen worden, und du wirst erstaunen. Ja bei einem großen Wohlthätigkeitssinne kann eine solche Milde zur Verschwendung werden, und endlich doch einmal sehr fühlbar.

Es giebt indeß noch eine Art Müssiggang, den wir den geschäftigen nennen möchten und welcher ebenfalls nicht selten Quelle der Armuth wird. Dieser geschäftige Müssiggang findet sich hauptsächlich bei denen, welche zwar erwerben wollen, aber auf die allerleichteste Art, ohne alle Anstrengung und eigentliche Arbeit. Hierher gehören namentlich alle gemeinen Wirthe von Bier- und Branntweinhäusern, dafern sie nicht zugleich noch ein anderes Geschäft, als Feldbau u. s. w. treiben. Sie thun nichts, als daß sie auf Gäste warten, oder dieselben auch wohl anlocken, und je mehr solcher Wirthe vorhanden sind, desto häufiger sind die Gelegenheiten für den gemeinen Mann, müssig zu gehen und Geld zu verschwenden, und meistens haben sie soviel Einladendes für ihn, daß er selten widersteht.

Freilich sind die eigentlichen Vergnügungsörter noch einladender und der daselbst gemachte Aufwand noch be-

deutender, und Jedermann weiß, wie häufig dieselben besucht und welche Ausgaben daselbst gemacht werden.

Jedoch auch von einer ganz andern Seite her wird Verarmung befördert. Reiche Capitalisten, die ihren Grundbesitz nicht vermehren wollen, sind viel zu vorsichtig, als daß sie ihre Capitalien auf Hypothek ausleihen sollten; lieber legen sie sie in Banken, oder leihen sie dem Staate. Darum sind sie nicht zu verdenken; denn es ist Pflicht für Jeden, das Seinige zu erhalten. Auf diese Weise aber ist das Ihrige am besten gesichert. Allein der minder Begüterte findet nun desto weniger Gelegenheit, ein Betriebscapital für sein Geschäft zu erborgen, und muß dieses nicht selten deswegen aufgeben. Ein Mann, der ein mäßiges Landgut besitzt, stirbt und hinterläßt mehrere Söhne, von welchen einer das Gut annehmen und den andern ihren Antheil auszahlen soll. Der Vater hat aber kein baares Geld hinterlassen, und der Sohn bekommt keins geliehen, also muß er das Gut verkaufen, vielleicht unter dem Werth und Alle haben Verlust, und besitzen vielleicht nicht einmal soviel, daß Jeder ein nährendes Geschäft anfangen könnte. —

Wir wissen sehr wohl, daß diese hier besprochenen Ursachen einer überhand nehmenden Verarmung nicht

die einzigen sind, und eben so wenig die wichtigsten. Wir wissen, daß es noch tiefer liegende und allgemeine giebt. Wir wissen auch, daß Herr de la Mennais das Wort Armuth in zweierlei Sinn nimmt, und einige Male den in mehreren Ländern geschwächten Privat- und öffentlichen Credit, den abwechselnd hin und wieder eintretenden Fall der Renten, wie namentlich in Frankreich, und einen in vielen Staaten Europas ziemlich allgemein verbreiteten Nothstand damit meint. Aber hier kam es blos darauf an, zu beweisen, daß keineswegs, wie Herr de la Mennais behauptet, die Knechtschaft der Völker ihre Armuth erzeuge, sondern daß dieselbe auch in der völligen Freiheit hervortritt, ja selbst durch ausgedehnte Freiheit und den Mißbrauch derselben hervorgerufen werden kann. Wie ungerecht also sind seine Declamationen, die die Schuld der öffentlichen Noth gerade auf die wälzen wollen, welche ihr mit väterlichem Sinne am meisten abzuhelfen bemüht sind! —

Uebrigens gilt das, was wir bisher gesagt haben, ganz im Allgemeinen, und ist nirgends Beziehung auf ein einzelnes Land genommen worden. Nebenbei haben wir einige Andeutungen und Winke gegeben, die überall beherzigt zu werden verdienen dürften. Jetzt aber wollen wir noch einen Blick auf Frankreich insbesondere wer-

fen, um zu sehen, ob Herr de la Mennais die Lage seines Vaterlandes richtig beurtheilt, und ob dort vielleicht die von ihm gerügten und beklagten Verhältnisse herrschen.

Beinahe seit einem halben Jahrhundert ringt das geistreiche und kräftige französische Volk nach Freiheit und Ordnung. Ist dieses Ringen etwa erfolglos und vergeblich geblieben? Keineswegs! Die Nation hat Freiheit von den Ketten eines Feudal- und Priesterstaates erkämpft; aber es ist ihre eigne Schuld, daß sie in den Stürmen der Bewegung nie zur Ruhe und Ordnung gekommen ist. Die Formen der Freiheit wechselten zu oft; das Recht ging unter; die Macht zerfiel; der Reichthum zerrann in Schulden und selbst der Nationalruhm schwand und ließ nichts zurück als traurige Reminiscenzen. Der Aufschwung, den die Nation ungefähr seit 1829 wieder nahm, war viel zu stürmisch, und verschmähete die Warnungen der Vernunft und Erfahrung zu sehr, als daß nicht unhaltbare Systeme und Leidenschaften alles Gute im Keime hätten zerstören müssen. Das politische Leben in Frankreich nahm zu verschiedene, einander meistens gänzlich entgegengesetzte Richtungen, und führte das Schicksal herbei, durch welches der Staat und das Volk zu ungeheuren Verirrungen hin-

geleitet und wodurch die leidenschaftlichsten Erregungen veranlaßt wurden. Noch sind die Stürme nicht beschwichtigt, und was sich in der Ruhe gestalten wird, wenn sich jene gelegt haben werden, läßt sich mit Sicherheit zur Zeit noch nicht berechnen.

Ein Blick zurück. Daß beim Sturz Napoleons ein besserer Theil der Nation Freiheit in friedlichen Verhältnissen mit den übrigen Staaten Europas wünschte und herzustellen strebte, ist gewiß. Wenn diese Bestrebungen entweder erfolglos blieben, oder wirkliche Erfolge derselben schnell wieder vereitelt wurden, so waren daran theils einige Gewaltschritte Ludwig XVIII. schuld, theils aber auch das durch übermächtige Umstände bedingte Unvermögen dieses Monarchen, der von ihm allein, ohne Zuziehung der Nation, gegebenen Charte Wahrheit zu verleihen. Dadurch aber ward ein allgemeiner Widerstand gegen die Regierung erweckt. Royalisten, Bonapartisten und Revolutionärs verhinderten die ruhige planvolle Entwickelung des constitutionellen Lebens. Villèle wirkte vortheilhaft für das Finanzwesen; aber dieses Ministerium that nichts für die Charte, welche durch liberale Einrichtungen hätte vervollständigt werden können, machte ungeheure Bewilligungen (z. B. den Ausgewanderten, der Geistlichkeit

durch das Sacrilegiumsgesetz und für den Krieg gegen Spanien), und nun erklärte sich die öffentliche Meinung rückhaltslos gegen das herrschende System. Die stürmisch verlangte Preßfreiheit führte eine feindliche Opposition gegen jedes Ministerium herbei. Diese Opposition entzweite Karl X. und die Nation, denn dieser König fing an, eine Abgeneigtheit des Volkes gegen die Dynastie zu argwöhnen; und zeigte sich nun seinerseits den Bewilligungen abgeneigt, welche Martignac in Vorschlag gebracht hatte. Die am 27. Januar 1829 eröffnete Kammer zog sich den Vorwurf zu, für Frankreichs wesentliche Interessen nichts bewirkt zu haben, und wurde am 31. Julius wieder aufgelöst. Ein großer Theil der Nation war mit ihr unzufrieden; das Ministerium wurde der Schwäche und des Wankelmuthes beschuldigt, und der Hof getadelt, daß er die Constitutionellen wie Revolutionärs behandle. Jetzt griff die allgemeine Stimme auch den Staatshaushalt an. Die außerordentliche Vermehrung der Staatsschuld; der dem Ministerium bewilligte Credit von 42½ Million zur Fortsetzung der Blokade von Algier.

Karl X. wollte die Monarchie und die Religion retten. Die fürchterlichen Mißgriffe bei der Wahl der Mittel dazu sind bekannt genug und allseitig besprochen

worden. Wie das Polignac'sche Ministerium berufen wurde (von Talleyrand **le ministère impossible** genannt), wie wenig es die Zustimmung der Nation hatte, welche Gewaltsmaasregeln es ergriff, und welches Ende es nahm, — Alles dieß ist Keinem unbekannt. Die Revolution brach aus; der Staat wurde in seinen Grundresten erschüttert, und daß die Ruhe noch nicht zurückgekehrt ist, darf Niemand wundern. Frankreich schwankt noch immer zwischen Revolution und Reform, zwischen Gesetz und Ausnahmen. Die Nation ist unzufrieden mit ihrem Bürgerkönig und dieser richtet seine Anklagen gegen die Opposition der Kammern und der Presse. Die Parteien dauern fort, so wie die Meinungskämpfe zwischen denselben. Das lebhafte, reizbare, ungeduldige und nicht selten selbstsüchtige Volk der Franzosen ist einem allgemeinen Unmuth, der Erbitterung auf der einen, der Abspannung auf der andern Seite hingegeben. Daher ist es zu erklären, daß sich Stimmen erheben, wie sie der Herr de la Mennais in seinen **Paroles d'un Croyant** erhoben hat, und wie sie der alte, sonst so ehrwürdige Chateaubriand trotz seiner Erklärung, daß seine **Confessions** oder **Memoires posthumes** erst nach seinem Tode erscheinen sollen, dennoch auch hin und wieder erhebt.

Man sehe: Literarische Blätter der Börsenhalle Nr. 917. Mittwoch den 7ten Mai 1834. Seite 293. Zukunft der Welt von Chateaubriand. —

Bei dem Allen ist es durchaus nicht zu verkennen, daß es in Frankreich auch würdige Männer giebt, die die Verhältnisse aus dem richtigen Gesichtspunkt ansehen und den sichersten Beweis liefern, daß die, giftigen Geifer speiende Wuth des Herrn de la Mennais und der ihm Gleichgesinnten nichts weniger, als eine allgemeine Krankheit ist. So haben die Juliustage mit ihren Folgen die verschiedenartigsten Urtheile der französischen Schriftsteller erfahren, und man sieht wohl, daß die Männer des Volks nicht stets Recht haben. Herr Thiers, Deputirter des Departements der Rhonemündungen, und früher Redacteur des National, ein eben so talentvoller und gelehrter, als erfahrner Mann, legte in einer Schrift: „La monarchie de 1830. Paris 1831" eine nicht minder gelungene als geistreiche Vertheidigung der Regierung und des Ministeriums Périer nieder, und man fühlt sich geneigt, auf seine Seite zu treten, wenn man die Unparteilichkeit, die Wahrheitsliebe und die Mäßigung in Betracht zieht, mit welcher er überall zu Werke geht. Wie ganz anders erscheint dagegen ein de la Mennais, der mit Hyänenwuth Für-

sten, Minister und jeden Höhergestellten, der nur einige Geltung im Staate hat, anfällt und Beschuldigungen auf sie häuft, vor welchen jedes menschliche Ohr schaudert.

Ein zweiter merkwürdiger Mann, der, ein Freund der Wahrheit und der Vernunft, auf die Quellen so manches Unheils hinweist, aber nicht in de la Mennais'scher Manier, ist Herr Salvandy, welcher in seinen: „**Vingt mois ou la revolution de 1830 et les revolutions, Paris 1832**", von dem erhabenen Standpunkte der Moral aus, die Erscheinung erklärt, daß die Siege des Julius der heilbringenden Folgen entbehren, die sie hätten haben können. Er schildert die großen sittlichen Gebrechen, die daran schuld sind, und man muß gestehen, daß er zwar Vieles, aber wahrlich nicht zu viel seiner Nation zur Last legt. Beide, Herr Thiers und Herr Salvandy beweisen, daß gerade die revolutionäre Partei, — auf deren Seite sich Herr de la Mennais durch die Herausgabe seines Buchs gestellt hat, — als die Urheberin unsäglichen Unglücks betrachtet werden muß.

Verfolgen wir jetzt einige Augenblicke den Gang der Dinge in Frankreich bis auf die neuesten Tage, so kann es uns nicht verborgen bleiben, daß es weder der Regierung noch dem Volke gelungen ist, aus den man-

nichfaltigen Bewegungen die Ruhe und Ordnung zu retten, nach welcher der Bessere sowohl, als die im Widerstand begriffene Masse sich sehnt, welche letztere zu keiner Zeit mehr als eben jetzt eine völlige Erschöpfung zu fürchten hat.

Das Erste, woran Ludwig Philipp und sein Ministerium denken mußte, war die Art und Weise, auf welche der neue Zustand befestigt werden könnte. Man suchte den Frieden mit Europa. Während einige Cabinete mit der Anerkennung des neuen Königs zögerten, machten die Männer des Julius und der neuen Dynastie den Entwurf, sich vermittelst der Pariser Freiheitspropaganda mit den Völkern in Verbindung zu setzen. Dadurch gerieth die Regierung, kurz nachdem Ludwig Philipp allgemein (doch mit Ausnahme des einzigen Herzogs von Modena) anerkannt worden war, unvermuthet in die Gefahr, entweder mit den Mächten Europas, oder mit den Völkern, oder mit der französischen Nation selbst zu zerfallen. Die Propaganda nahm den Beistand Frankreichs für Belgien in Anspruch, glaubte durch die Sympathie der Völker Frankreich zu sichern, und wollte im Westen das linke Rheinufer, im Osten Polen und Rußland von Teutschland getrennt wissen. Nur mußte man den Krieg scheuen und die Londoner Confe-

renz rathschlagte über die Erhaltung des Friedens. Die Frage der Nichtintervention und die Besetzung Anconas brachten neue Verwickelungen zuwege und Polens Schicksal trug dazu bei, den Haß der Franzosen gegen ihren König zu verstärken. Ludwig Philipps Regierung mußte unausgesetzt mit der Noth, der Leidenschaft, dem bösen Willen und selbst den Verbrechen der Parteien und Factionen kämpfen. Das Volk schrie über die Abgaben, die Handwerker über das Maschinenwesen; die Unzufriedenen aller Classen geriethen in unruhige Bewegungen. Die Nationalgarde ward organisirt, öffentliche Arbeiten angeordnet; aber bei alle dem machte die Presse die erschütterndsten Angriffe auf die Minister, das System der Regierung, die Kammer, die Pairs und selbst den König. Gleichzeitig begannen Priester und Karlisten einen neuen Kampf gegen die neue Ordnung.

Es läßt sich nicht abläugnen, daß die Regierung viel für die Verwaltung that. Aber die nothwendigen Veränderungen im Personal der Angestellten, so wie die Höhe der außerordentlichen Ausgaben machten, daß ihr guter Wille, so wie ihre Bemühungen verkannt wurden. Auch entwickelte sie keine geringe Kraft gegen die Verwegenheit der Clubbs. Volksbewegungen in Teutschland und die dadurch veranlaßte Spannung in den europäischen Staats-

verhältnissen hatten die Rüstungen Frankreichs für den Fall eines Krieges zur Folge. Es blieb Frieden — aber im Innern Frankreichs nicht friedlich. Die unerfahrne Jugend rang nach dem Ideal einer Republik; brotlose Arbeiter veranlaßten Aufstände. Processe, Verurtheilungen, Geldstrafen u. s. w. vermehrten den Unmuth; die Zeitschriften (**Tribune, National**) gossen Oel in das Feuer. Der Ausgang des Processes der Exminister Karl **X.** brachte keine Zufriedenheit, sondern nur noch mehr Erbitterung hervor. Die Partei der Bewegung und die des Widerstandes standen einander schroffer gegenüber, als jemals. Der Beschluß, die Artillerie der Nationalgarde von Paris aufzulösen und neu zu organisiren, stimmte die Gemüther immer mehr gegen die Regierung, und in der Kammer der Deputirten entbrannte der heftigste Kampf zwischen beiden Systemen.

Unter der Zeit war es den Karlisten gelungen, festern Fuß zu fassen. Fürchterlich waren die Unruhen, welche sie veranlaßten, und viel ging bei den damit verbundenen Zerstörungen verloren. Viele der reichsten Personen traten in die Classe der Hülfsbedürftigen, unter ihnen L a f f i t t e und T e r n a u x.

Als Périer an die Spitze des Ministeriums ge-

stellt wurde, entwarf er mit großer Kraft und Beharrlichkeit den Regierungsplan für Ludwig Philipp, den man unter dem Namen des Systems vom 13. März kennt. Sein Zweck war Befestigung der Monarchie, Sicherung des Friedens und Unterdrückung der Parteien. Dagegen bildete die Opposition der Bewegung eine höchst gefährliche Verbindung. Zu dieser traurigen Erscheinung gesellte sich die unbeschreibliche Geldverlegenheit, die die Schuldenlast immer drückender machte, die Noth und die Unzufriedenheit der Nation steigerte.

Eine neue Kammer, den 23. Juli 1831 einberufen, von der Opposition verkannt und geschmäht, begründete endlich die liberale Organisation einer volksthümlichen Monarchie. Sie gab vortreffliche Gesetze, aber leider war die Opposition jetzt heftiger als je. Während Périer alle Kraft aufbieten mußte, gegen dieselbe das gemäßigte System der Regierung aufrecht zu erhalten, hatte er nicht geringere Klugheit und Energie nöthig, die Empörungen in Brest, Grenoble, Lyon, Metz, Aix, Angers, Perpignan, Marseille, Toulouse, Strasburg u. a. a. O. zu dämpfen. Auch in der Vendée mußte ein immerwährender Krieg mit der Chouanerie geführt werden. Der Aufstand der armen Seidenarbeiter in Lyon konnte nur durch 20,000 Mann Truppen und

6000 Pferde unterdrückt werden. Der Nothschrei der ärmern Classen wurde überall immer lauter, und das Budget veranlaßte in der Kammer große Debatten, welche nur kleine Ermäßigungen zur Folge hatten. Fortwährend wurden Complotte geschmiedet und — entdeckt. Deportationen und Gefängnißstrafen folgten. Da landete plötzlich die Herzogin von Berry am 30. April 1832 bei Ciotat zwischen Marseille und Toulon. Ein beabsichtigter Aufstand mißlang, die Herzogin flüchtete sich in die Vendée, erließ Proclamationen im Namen Heinrichs V., ihres Sohnes, fand überall bei den Karlisten Schutz und blieb lange genug in Frankreich, um manche bedeutende Unordnungen zu veranlassen. Dazu kamen die Unruhen, welche die Cholera hervorrief. Das Schlimmste war, daß Périer selbst daran starb (den 16. Mai 1832.). Auch nach seinem Tode wurde das System vom 13. März beibehalten. Allein die Republikaner erneuerten ihre Angriffe auf den König. Eine Verschwörung, deren Ausbruch in vielen Theilen Frankreichs und selbst in Paris auf den 25. Mai festgesetzt war, wurde vereitelt, und in dem großen Kampfe, welcher sich den 5. Juni bei der feierlichen Beerdigung des General Lamarque entspann, unterlag die heftigste aller Parteien, die republikanische, der

königlichen Macht völlig. Dennoch wurde Paris in Belagerungszustand erklärt, derselbe jedoch bald wieder aufgehoben. Der innere Zustand Frankreichs blieb fortdauernd sehr bewegt; immer wieder brach die Unzufriedenheit aus, immerfort wurden Unruhen erregt.

Es gehört nicht hierher, die Verhältnisse des Reichs nach außen hin zu beschreiben, wiewohl diese gerade in der Zeit, von welcher hier die Rede ist, sich immer fester gestalteten. Wir dürfen den Blick von dem Innern um so weniger wegwenden, da uns derselbe mit dem Ursprung solcher Erscheinungen bekannt machen soll, dergleichen die „**Paroles d'un Croyant**" sind.

Der jetzige Zustand Frankreichs bietet eine Seltsamkeit dar, die um so auffallender ist, da sie nie und nirgends noch existirte, nehmlich das Nebeneinanderbestehen einer wüthenden demokratischen Presse und einer Verwaltung, die ohne sich durch Geschrei und Angriffe hindern zu lassen, ihre Zwecke mit der größten Energie verfolgt. Die Tribune preist ohne Scheu die Schreckensepoche und erhebt Marat und Robespierre. Dieses Journal behauptete vor wenig Monaten: „Nicht die Auflagen müsse man abschaffen, sondern die Tyrannei der Reichen über die Armen; es dürfe weder Reichthum noch Armuth geben. . . . . Das Reich der Gerech-

tigkeit, der Gleichheit und Freiheit *) müsse herbeigeführt werden, und man müsse jede Energie, jede Fähigkeit, jede Kraft der Nebenmenschen zu Hülfe rufen." Ist es nicht, als ob Herr de la Mennais selbst spräche? Aber wie? Welchen Erfolg haben diese Declama-

*) Aus den bisher entworfenen kurzen Zügen wird sich hoffentlich der Begriff der Freiheit herausstellen, die in Frankreich das Ziel der Bestrebungen der Parteien ist. Der Republikaner trennt diesen Begriff von dem der Vernunft, der Haufen wüthender Demokraten von dem der Gerechtigkeit, und so viel Mühe sich auch die Stimmführer dieser Partei geben, als Feinde jeder Ungerechtigkeit anerkannt zu werden, so ist es doch offenbar, daß gerade sie die größten Ungerechtigkeiten begehen würden, wenn nicht die Energie der Regierung sie, die Unbändigen zu bändigen verstände. Der Bonapartist will auch Freiheit; allein ohne alle Weisheit und — Erfahrung. Da diese Bestrebungen einander selbst entgegengesetzt sind, so ist vorauszusehen, daß die Parteien einander endlich selbst aufreiben müssen, und daß eine und die andre der Regierung in die Hände arbeitet, der es leichter werden zu müssen scheint, Stürme zu beschwören als — einen allgemeinen Sturm. Vor dem blutigen Schatten der in der Revolution von 1789 geborenen und bald nach der Geburt gemordeten Gleichheit haben sich die Bessern im Volk noch weniger zu fürchten. Diese, so wie sie Herr de la Mennais und seines Gleichen herstellen will, gehört in das Reich der Gespenster. Mögen die Söhne der Nacht es citiren und heraufbeschwören aus seinem dunkeln Grabe; beim ersten Grauen des Tags wird es entfliehen.

tionen? Der beste Republikaner wartet stundenlang ohne Murren in der Polizeipräfectur auf den Paß, den er zu einer Lustreise braucht, und zeigt ihn zuvorkommend jedem argwöhnischen Gensd'armes, der ihn zu sehen verlangt. Wird die Freiheit gewinnen, wenn diese Republikaner siegen? Die Karlisten mögen manches Talent unter sich haben; aber sie sind zu schwach. Ein bedeutendes Uebergewicht haben dagegen die Liberalen, und die Unzufriedenen ohne Stellen und ohne Einfluß lassen fürchterliche Artikel in Journalen abdrucken und schreiben Pamphlets, wie Herr de la Mennais *). Die Regierung läßt sich dadurch nicht irren, und geht ruhig ihren Gang fort.

Die Literatur und zwar nicht nur die politische liegt ganz und gar im Argen. Ihr Charakter ist die niedrigste Verworfenheit, die gräßlichste Immoralität, Romane, Dramen, — alles gleich verwerflich. Die Leser lechzen nach Aufregung und — finden sie.

Es ist klar, daß unter solchen Umständen ein Buch wie die „Paroles“ geschrieben und verbreitet werden konnte. Wie aus dem Schlamm Blasen auftauchen und mit Gestank zerplatzen, so erzeugt die in Frankreich

---

*) — und selbst auch Chateaubriand; siehe oben.

herrschende Gährung schriftstellerische Producte, die der Vernunft Hohn sprechen, das Recht mit Füßen treten und die Freiheit zu der zügellosesten Praxis alles Schlechten machen.

Ein großer Theil der Nation ist enttäuscht, und hat begriffen, daß die Freiheit mit der Weisheit Hand in Hand geht. Wird die Weisheit beleidigt, so flieht die Freiheit. Auch Herr de la Mennais wird die Freiheit nicht zurückführen, denn ihm geht alle Weisheit ab; selbst nicht einmal klug ist er; wäre er es, so sähe er ein, daß, wer fähig ist: „**Paroles d'un Croyant**" zu schreiben und sie für Wahrheit und Recht zu verkaufen, ins — Tollhaus gehört.

herrschende Stellung konstitutionelle Grundsätze, die der Vernunft Hohn sprechen, das Recht mit Füßen treten und die Freiheit zu der zügellosesten Frechheit eines Geschlechtes machen.

Ein großer Theil der Nation ist entmündigt, und hat begriffen, daß die Freiheit mit der Weisheit Hand in Hand geht. Wird die Weisheit beseitigt, so fliegt die Freiheit. Auch Herr de la Mennais wird die Freiheit nicht zurückführen, denn ihm geht die Weisheit ab; selbst nicht einmal Klug ist er; wäre er es, so sähe er ein, daß von Sinn ist, „Paroles d'un Croyant" zu schreiben und sie für Weisheit und Recht zu verkaufen, das — Wahnsinn gewesen.

Beilage I.

Um unsre Leser in den Stand zu setzen, sich von der innern Einrichtung und dem Styl des Herrn de la Mennais eine Vorstellung zu machen, lassen wir noch einige Paramythien in de la Mennaisscher Manier aber nicht in de la Mennaisschem Geiste folgen.

1.

Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht unnützlich führen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht. 2. Buch Moses, 20, 7.

Nehmts zu Herzen, ihr, die ihr wandelt im Rathe der Gottlosen, und tretet auf den Weg der Sünder, (Psalm 1, 1.) und ruft: Herr, geleite uns! Herr sei bei uns! denn Gott spricht durch den Mund des Propheten: Wenn ihr schon eure Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen von euch, und ob ihr schon viel betet, höre ich euch doch nicht, denn eure Hände sind voll Blut. (Jesaias 1, 15.)

1.

Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht unnützlich führen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht. 2. Buch Mosis, 20, 7.

Nehmet zu Herzen, ihr, die ihr wandelt im Rathe der Gottlosen, und tretet auf den Weg der Sünder, (Psalm 1, 1.) und ruft: Herr, gehilf uns! Herr sei bei uns! denn Gott spricht durch den Mund des Propheten: Wenn ihr schon eure Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen von euch; und ob ihr schon viel betet, höre ich euch doch nicht, denn eure Hände sind voll Blut. (Jesaias 1, 15.)

2.

Und es trat ein Mann vor mich hin, und der Mann war gekleidet wie ein Priester und hob seine Hände auf und betete.

Und ich hielt ihn für einen frommen Mann. Als ich aber hörte die Worte seines Gebets, erschrak ich

sehr, und ward irre an ihm, meinend, er sei kein frommer Mann.

Gott hatte ihm gegeben sein tägliches Brod reichlich und er schrie über Elend, „wie das der Thiere, die kein Futter haben für ihre Jungen."

Niemand streckte die Hand nach seinem Gute und er schrie „wie das Schaf, dem man das Lamm geraubt hat."

Niemand trachtete nach seinem Leben und er schrie „wie die Taube, die der Geier ergreift, wie die Gazelle in der Klaue des Tigers."

Keine Gewalt drückte ihn nieder und er schrie „wie der unschuldig Gefangene im feuchten, finstern Kerker."

Da gedachte ich des Wortes des Herrn, als er uns beten lehrte: Vater, vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Aber so betete der Mann nicht, darum häufte sich seine Schuld; er wollte keine Schuld haben, und vergeben wollte er auch nicht.

3.

Und derselbe Mann stieg auf einen Berg und schaute nach den Reichen der Welt. Und er fluchte den Königen und denen, die ihnen dienen. Da rief ich hinauf zu ihm: Weißest du nicht, wie geschrieben stehet:

Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzt, der widerstrebt Gottes Ordnung: die aber widerstreben, werden über sich ein Urtheil empfahen. Röm. XIII, 1. u. folg.

Aber der Mann hörte mich nicht und erhob lauter die Stimme und schalt und fluchte.

4.

Und es überkam ihn wie ein Traum, und er sahe Gesichte und rief aus, was er sahe. Aber es war schrecklich, was er sahe und schrecklich seine Beschreibung. Da jammerte mich des Mannes, denn ich erkannte, sein Kopf war wirr.

5.

Und er lief herab von dem Berge und rannte in die Stadt, rufend: Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit!! Und er versammelte um sich einen Haufen Volks und sprach: Nehmet Schwerdter zur Hand und Fackeln; zündet an die Palläste und die Hütten, und mordet die darin wohnen! Aber die Leute flohen vor ihm und meineten, er

rase. Da begab es sich, daß fünf oder sechs hervortraten, die wollten ihn beruhigen. Wie viel sie sich aber auch Mühe gaben, so gelang's ihnen doch nicht. Da sprachen sie zu dem Volk: Sehet euch vor vor dem falschen Propheten! Matth. VII, 15. Höret nicht auf seine Stimme; thut nicht, was er euch sagt. Seine Worte sind gleich Dolchen und seine Rede ist Gift. Und das Volk that, wie die Männer ihm riethen und hörete nimmer den falschen Propheten.

6.

Der Mann aber ging in seine Kammer und schrieb ein Buch. Und als er es vollendet hatte, trat er heraus aus der Kammer und rief den Leuten zu: Da, leset! Das Buch aber war geschrieben in zwei und vierzig Kapiteln. Und die Leute nahmen's und lasen's.

Alle aber, die es lasen, erschraken oder wurden unwillig und sprachen unter einander: Verwahret euch, daß ihr nicht durch Irrthum der ruchlosen Leute, sammt ihnen verführet werdet. 2. Petri III, 17. Denn solche dienen nicht dem Herrn Jesu Christo, sondern ihrem Bauche und durch süße Worte und prächtige Reden verführen sie die unschuldigen Herzen. Röm. XVI, 18.

7.

Da also Niemand auf den Mann hören wollte, noch thun, was er sagte, da ward er zornig und verstellete seine Gebehrde, schimpfte und sagte: das Volk sei wie die Schafe, die die andern fressen ließen von dem Wolfe und meinten, nun hätten sie mehr Weide.

8.

Und der Mann nannte sich einen Gläubigen, aber sein Glaube war Wahn und seine Weisheit war Thorheit. Er predigte Haß und Rache, Gewalt und Mord, und pries sie an für Gerechtigkeit. Darum wandte sich ab von ihm das Volk und liehe sein Ohr den Weisen, die mit sanftem Worte verkündigten Wahrheit und Recht, daß es holdselig war zu hören.

9.

Und siehe, Einer derer Weisen stand auf und sprach: Höret ihr vom Morgen, und ihr vom Abend, ihr vom Mittag und ihr von Mitternacht, höret! Ich will euch verkündigen, daß ihr euch verändert durch Verneuerung eures Sinnes und daß ihr prüfen möget, welches da sei der gute, der wohlge-

fällige und der vollkommene Gottes Wille. Römer XII, 2.

Also spricht der Herr durch den Mund Salomos: Mein Kind, fürchte den Herrn und den König und menge dich nicht unter die Aufrührerischen. Denn ihr Unfall wird plötzlich entstehen. Sprüche Sal. XXIV, 21. Sie sind kühn mit ihren bösen Anschlägen, und sagen, wie sie Stricke legen wollen. Sie erdichten Schalkheit — sind verschlagen und haben geschwinde Ränke. Aber Gott wird sie plötzlich schießen, daß ihnen wehe thun wird. Ihre eigne Zunge wird sie fällen, daß ihrer spotten wird, wer sie siehet. Psalm LXIV, 6—9.

10.

Und als der Weise vollendet hatte seine Rede, siehe, da erhob sich ein andrer von seinem Platze und sprach: Wiederum stehet auch geschrieben: Des Ungerechten Ungerechtigkeit soll über ihm sein. Ezech. XVIII, 21. Darum begebet nicht der Sünde eure Glieder zu Waffen der Ungerechtigkeit, sondern begebet euch selbst

Gott, als die da aus den Todten lebendig sind und eure Glieder Gotte zu Waffen der Gerechtigkeit. Röm. VI, 13. Darum hütet euch vor den Thoren, die euch verführen wollen und thut was da sagt der weise Sirach, welcher spricht:

Es straft einer oft seinen Nächsten zur Unzeit und thäte weislicher, daß er schwiege.

Wer viel plaudert, der macht sich feindselig. Der Narr klaget: mir ist niemand treu; niemand dankt mir für meine Wohlthat. Er fällt fährlicher durch seine Rede, denn so er vom Söller fiele; also gehets den Bösen, daß sie doch zuletzt plötzlich fallen müssen. Ein grober, ungezogener Mensch plaudert unvorsichtiglich, und wäschet immerfort, wie es ihm einfällt. — Die Lügen ist ein häßlicher Schandfleck an einem Menschen und ist gemein bei ungezogenen Leuten. Sir. XX, 1, 8, 17, 20, 21, 26.

11.

Und ein Dritter stand auf und redete weiter: Ueber einen Todten pflegt man zu trauern, denn er hat das Licht nicht mehr. Aber über einen Narren sollte man trauern, daß er keinen Verstand hat. Sirach XXII, 10. Darum, mein Kind, wenn dich die bösen Buben lok-

ken, so folge ihnen nicht. Wenn sie sagen: Gehe mit uns, wir wollen auf Blut lauern und den Unschuldigen ohne Ursache nachstellen; wir wollen sie lebendig verschlingen, wie die Hölle und die Frommen, als die hinunter in die Grube fahren; wir wollen großes Gut finden, wir wollen unsre Häuser mit Raub füllen. Wage es mit uns! Mein Kind, wandle den Weg nicht mit ihnen, wehre deinen Fuß vor ihrem Pfad. Denn ihre Füße laufen zum Bösen und eilen Blut zu vergießen. Sprüche Salomo I, 10—16.

12.

Als das Volk vernommen hatte die Reden der Weisen, ging es in sich und sprach: Lasset uns meiden die, so Zank säen und Zwietracht und stiften Ungerechtigkeit und Böses. **Lasset uns vielmehr fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens.** Ephes. IV, 3.

Und etliche aus dem Volke zündeten ein Feuer an auf dem Markte und nahmen das Buch des bösen Rathgebers und warfen es hinein und verbrannten es. Und ein schwarzer, dicker Rauch stieg auf aus dem brennen=

den Buche, bis an die Wolken; aber der Rauch zerfloß und es ward wieder helle. Andre aber nahmen es von dem Haufen, wo es lag, denn dasselbige Buch war sehr vervielfältigt und zerrissen seine Blätter in kleine Stücke, und warfen sie in die Luft und sie wurden zerstreut nach allen Winden, also daß Niemand mehr konnte lesen, was auf den Blättern geschrieben war. Noch Andre aber sagten: Nein! sondern lasset uns bewahren und aufheben das Buch, zu einem Zeugniß wider den, der es geschrieben. Denn er soll uns Antwort geben über das, was er geschrieben, und wir wollen ihn strafen, um seiner Lügen willen und um seiner Ungerechtigkeit, und er soll hart gestraft werden um alle seine Thorheit und darum, daß er das Volk aufhetzt gegen seine Könige und gegen seine Fürsten und gegen seine Obrigkeiten; denn den ungehorsamen Sohn sollen steinigen alle Leute derselben Stadt, und ihr sollt den Bösen von euch thun, daß es das Volk höre und sich fürchte. 5. Mos. XXI, 21.

Also thäten die Leute mit dem Buche.

Beilage II.

1.

Es war leicht vorauszusehen, daß eine Schrift wie die des Herrn de la Mennais nicht ohne Entgegnung bleiben würde. Da aber gerade in Frankreich zu der gemäßigten Partei Männer gehören, welche durch Talent, Wissen und Erfahrung nicht minder glänzen, als der schön schreibende, beredte Verfasser der „Paroles“, und

welche unbestritten mehr Staatsklugheit besitzen als er, und es besser verstehen, was den Völkern frommt, so durfte man auch kräftigen Widerlegungen von dort her um so eher entgegensehen, je mehr die Nation selbst ihrer eignen Ruhe willen es wünschen mußte, über Dinge so wichtiger Natur auch Stimmen vom Gegentheil zu vernehmen. Unsre Erwartung täuschte auch nicht. Bald nach dem Bekanntwerden der „Paroles d'un Croyant“ erschienen folgende fünf *) Schriften, die wir hier der Reihe nach, wie sie uns zugekommen sind, kurz anzeigen wollen.

Die erste und, wie es uns scheint, wichtigste, da sie sich nicht allein mit der Schrift des Herrn de la Mennais beschäftigt, sondern ihn selbst als Philosophen und als Priester ins Auge faßt, führt den Titel:

Histoire secrète du parti et de l'apostasie de M. de la Mennais, où l'on dévoile, par la logique d'un fidèle, la per-

---

*) Wir haben oben, Seite 41, drei rüstige Kämpfer erwähnt, die gegen Herrn de la Mennais aufgestanden seien; es sind aber seit dieser Zeit noch zwei hinzugekommen, diejenigen, welche wir hier sub No. 4. und 5. anzeigen. Und wahrscheinlich wird eine nahe Zukunft die Zahl dieser Gegenschriften noch vermehren.

fidie des Paroles d'un Croyant; suivie d'une lettre au clergé sur ses devoirs à l'occasion de la chute d'un de ses membres. Par *A. M. Madrolle.* Paris, Boudouin, Imprimeur. 1834.

Der Verfasser richtet seine Schrift mittelst einer weitläuftigen Dedication an die sämmtlichen Wahlmänner aller Parteien Frankreichs und zwar erstlich an die Freunde der neuen Regierung; dann an die falschen Freunde der alten Regierung; drittens an die Republikaner; viertens an alle vereinigte Wähler; fünftens an die Andersgesinnten in Bezug auf die Religion, und namentlich an die Protestanten; endlich an die Freunde der (katholischen) Religion.

Es gehet daraus hervor, daß die „Paroles" von allen den verschiedenen Standpunkten aus betrachtet werden, aus welchen sich das auf die genannten Parteien Bezughabende am treffendsten sagen läßt.

Wir bedauern, aus dieser Dedication, durch die Beschränktheit des Raumes, der uns gegönnt ist, in enge Grenzen gewiesen, keine Auszüge machen zu können. Sie allein schon kann für eine vollständige Widerlegung der „Paroles" angesehen werden. Doch können wir es uns nicht versagen, eine Stelle wenigstens mitzutheilen,

aus welcher so Manches hervorleuchten dürfte, was zur Beurtheilung des Herrn de la Mennais und seiner Schrift dient. Sie heißt:

„Sein (nehmlich des Herrn de la Mennais) „letztes Wort, welches aus Chesnaie kam, „ohngefähr einen Monat nach der (terrible) „Veröffentlichung seiner **Paroles**, deren „Folgen er bereits kannte, war: „„Man „„wird es niemals dahin bringen, daß ich „„es bereuete, die Sache des Schwachen, des „„Armen, derer, welche leiden, die Sache der „„Humanität vertheidigt zu haben. Wenn „„ich etwas anderes gesucht hätte, als das „„Wahre und Gute, so würde ich heute mit „„Reichthümern überschüttet, zu Ehren und „„Würden erhoben sein. Aber weil ich die „„Wahrheit und die Gerechtigkeit Allem „„vorgezogen habe, bin ich arm, werde ver- „„folgt, verläumdet, gehaßt.““ Darauf erwidert Herr Madrolle: „Vielleicht sind Sie „nur deswegen selbst vergessen oder verachtet, „well sie mehrere Andre verläumdet, ge- „haßt und in Armuth gestürzt (appauvri) ha- „ben“. Eine Stelle, die auf das Treiben des Herrn

Abbé als Parteimannes gerade soviel Licht wirft, als nöthig ist, um in ihm nicht etwa den einzigen Reinen, Schuldlosen und nur das Beste zu fördern Strebenden zu suchen.

In dem „Avant propos“ wird gezeigt, daß die „pythischen“ Paroles, die vielleicht manche junge Leser für etwas Neues ansehen möchten, eben so alt als leicht sind, und daß ihr Verfasser im Grunde nichts anders ist, als der servile Erbe alter Ketzereien.

Ueber den mystischen Styl der „Paroles“ sagt Hr. Madrolle: „Es steht dem, der das Verbre„chen predigt, wohl an, Alles zu verstehen „zu geben, ohne jemals etwas zu sagen; sich „das Ansehen zu geben, als verachte man, „gleichsam aus der Höhe des Himmels herab, „alles Große auf Erden, wornach man selbst „im Geheimen trachtet, und sich in den Man„tel des Propheten zu hüllen, um desto bes„ser die Rolle des Intriganten zu spie„len!!“

Aus diesem „Avant-Propos“ erfahren wir auch, daß bereits vor Hrn. Madrolle, die Herren Picot, de Genoude und Laurentie die Lamennais'sche Schrift einer strengen Censur unterworfen und derselben

Artikel entgegengesetzt haben, welche seiner Meinung nach alle Guten (tous les sages) unterschreiben werden.

Herr Madrolle meint ferner, die französische Geistlichkeit müsse sich einstimmig gegen die „Paroles“ erklären, sich von dem falschen Bruder lossagen und feierlichst ihre entgegengesetzten Grundsätze aufstellen. Bei dieser Gelegenheit erzählt er, daß bereits der Bruder des Herrn de la Mennais, der Abbé Johann de la Mennais, öffentlich in einem Schreiben: „Lettre à l'autorité religieuse et à l'autorité publique“ sich von ihm losgesagt habe u. s. w. u. s. w.

In einer darauf folgenden „Table analytique des Paroles d'un Croyant“ giebt Herr Madrolle den Inhalt der einzelnen Nummern derselben an und geht dann zur Hauptsache über. Die Abhandlung selbst führt die Ueberschrift: Logique d'un fidele, ou l'on découvre l'horreur des Paroles d'un Croyant.

Hier wird in §. 1. zuerst nachgewiesen, wie Hr. de la Mennais beinahe dreißig Jahre seines Lebens mit einem außerordentlichen Eifer die Sache der Monarchie und der Religion vertheidigt habe, wie er dadurch zu einem großen Ansehen und selbst dem Titel „dernier Père de l'Eglise“ gekommen sei. Seit einigen Jahren jedoch nahm er ganz andre Grundsätze

an, völlig entgegengesetzt denen, welche er früher befolgt hatte, und verlangte endlich, in einem Schreiben an den Papst vom 5. November 1833, völlige Freiheit der Meinungen, der Rede und der Handlungen. Die Stimmen der Bischöfe Frankreichs, des Papstes selbst schienen ihn zum Gehorsam zurückgebracht zu haben; indeß erklärte er selbst dem Erzbischof von Paris: „Ma carrière est terminée". Bald darauf schrieb er das oftgenannte, berüchtigte Buch, in welchem er Alles angreift, was er früher vertheidigt hatte, den König, das Eigenthum, das Gesetz und wodurch er zugleich das Pontificat, das Priesterthum, die katholische Kirche zu untergraben sich bemüht und gegen Gott selbst sich empört.

Unter 20 Nummern zieht denn nun Herr Madrolle die Angriffe, die Herr de la Mennais macht, vor das Gericht der Prüfung.

Derzweite §. enthält eine weitläuftige Auseinandersetzung der Philosophie, der Politik, der Schule und Partei des Herrn de la Mennais vom Jahre 1817 an bis zur Erscheinung der „Paroles."

Ueber die früheren Schriften des Abbé urtheilt Herr Madrolle: „je n'y trouvais jamais que ce talent, de nos jours si commun, de quelques

pensées fortes, qui sont partout, de quelques formes de littérature hardies, mais plus pretentieuses que naturelles; de quelques phrases retentissantes, au milieu d'une foule de vulgaires.“ Man muß ihm Recht geben (s. oben Seite 12.), wenn man überlegt, daß keineswegs die Sachen, die in den de la Mennaisschen Schriften abgehandelt werden, geeignet sind, ihrem Verfasser Beifall zu erwerben, sondern daß es einzig der gefällige und in gewisser Rücksicht bestechende Styl ist, wodurch Hr. de la Mennais einen Platz unter den Schriftstellern seiner Zeit erworben hat.

Noch geringer ist die Politik des Herrn de la Mennais anzuschlagen; es fehlen ihm die Grundgesetze und Grundwissenschaften, auf welchen jene beruht.

Dagegen ist ihm als Polemiker eine Art von Originalität, aber ohne Wahrheit zuzugestehen.

Dem Allen muß es zugeschrieben werden, daß Hr. de la Mennais eine außerordentliche Menge Gegner hat, welche in einer Note S. 43. von Herrn Madrolle großentheils mit Angabe ihrer Schriften namentlich aufgeführt werden. Selbst Herr de Montlosier gehört unter diese Gegner, der einst sammt

Chateaubriand gemeinschaftliche Sache mit Herrn de la Mennais machte.

Mit unsichern und unvollständigen Kenntnissen, mit verderblichen Grundsätzen, wie der: „die Völker haben in gewissen Fällen das Recht und die Pflicht, sich zu empören" — wurde er gleichwohl der Lehrer einer jungen Geistlichkeit, die nun die alte ist und bei welcher alle Irrthümer und Fehler ihres Meisters zu finden sind.

Selbst an der Juliusrevolution, an allen, die derselben gefolgt sind und noch folgen werden, schreibt Hr. Madrolle dem Herrn Abbé einen bedeutenden Antheil zu, und wirft ihm vor, den Saint-Simonism hervorgerufen zu haben.

Demungeachtet darf man dieser Lamennais'schen Philosophie, Politik u. s. w. keine zu große Gewalt beilegen: „elle est au fond aussi nulle que son auteur; et la vanité est essentiellement sterile.

Alle diese Irrthümer, alle diese Formen, welche das System oder das Talent des Herrn de la Mennais bezeichnen, gehören übrigens ihm selbst keineswegs an. Und nun wird nachgewiesen, welches die Muster sind, welchen er nachgebildet hat.

Was die Ursachen der Lamennais'schen neuen Lehre

betrifft, so liegen dieselben theils in seiner Erziehung, theils in dem schon oben gerügten Mangel an gründlichen Kenntnissen. Er wollte ein Gelehrter von 10 Jahren sein, und setzte sich der Gefahr aus, ein Kind von 30 zu werden. Er ergriff, um berühmt zu werden, alles, wodurch er auffallen mußte, und that alles, was er nur konnte, durch gewagte Behauptungen, kühn gewählte Worte und stete Abweichung vom Gewöhnlichen Aufmerksamkeit zu erregen.

In einem besondern Abschnitt dieses §. weist Hr. Madrolle unter der Ueberschrift:

Zukunft des Abbé Lammenais
und seiner Anhänger

auf die Folgen hin, die ihr jetziges Treiben muthmaßlich haben wird. Die Kirche, meint Herr Madrolle, werde um so strenger gegen sie sein, je gelinder sie bisher gewesen wäre, und werde durch ihren Ernst ihre vorige unkluge (imprudente, sic!) Zärtlichkeit — gleichsam abbüßen. Hierbei findet sich eine Note, die, wie überhaupt die häufig eingestreuten Noten viel Interessantes aus der Tagsgeschichte Frankreichs enthalten, auch eine, in ihrer Art merkwürdige Anekdote mittheilt. Leo XII. habe kurze Zeit das Bildniß des Herrn de la Mennais in seinem Cabinet gehabt und dem Buch-

händler Rossi in Modena für die Herausgabe einer von Madame Montarini gefertigten Uebersetzung des Lammenais'schen „Essai sur l'indifference etc.“ eine goldene Medaille zugeschickt. „Dieß war ein Augenblick“, setzt Herr Madrolle sehr naiv hinzu, „wo, wie ich glaube, der Papst **nicht** infallibel war“!

Die Republikaner werden in großer Verwirrung sich seiner zuerst schämen.

Er selbst, der das Höchste erstreben wollte, wird lächerlich werden.

Die Gesellschaft könnte wohl etwas von seinen aufrührerischen Lehren zu fürchten haben; aber die Religion und die Kirche — nichts, denn:

Cadet superbus et corruet.

In §. III. wird über die Würde und die Pflichten der Geistlichkeit Frankreichs gesprochen, bei Gelegenheit der Apostasie des Abbé Lammenais.

Der Verfasser tadelt mit Ernst und Strenge die, welche die „Paroles“ in Schutz genommen, vertheidigt und ohne Maaß und Ziel gelobt haben. Aber das Schweigen über das Buch scheint ihm ebenfalls tadelnswerth.

Er entwirft das Bild eines würdigen Priesters der Kirche, stellt es vor die Augen der Geistlichkeit seiner Zeit hin, und zeigt mit Nachdruck, was sie sich in Bezug auf Herrn de la Mennais schuldig ist.

2.

Der Titel einer zweiten Gegenschrift ist folgender:

Paroles d'un Mécréant. Antithèse sur l'ordre et le plan de l'oeuvre de M. de la Mennais. Avec conclusion . . . . ! Paris, chez G. A. Dentu, Imprimeur libraire. 1834.

Diese Schrift ist wie die, gegen welche sie gerichtet ist, in Abschnitte getheilt, welche ohne weitere Ueberschrift durch die Nummern **I** bis mit **XLIII** in fortlaufender Reihe bezeichnet sind.

Der ungenannte Verfasser derselben hat sich, das muß man gestehen, die Lamennais'schen Formen so gut angeeignet, daß sie ihm ganz natürlich zu sein scheinen. Doch sagt er bei dem Allen, wie sich das von selbst versteht, in diesen Formen das gerade Gegentheil von dem, was sich in den „**Paroles**“ findet. Witz, Scharfsinn und Kraft steht diesem Schriftsteller reichlich zu Gebote und er wendet sie auf eine Art und Weise an, daß ihm der Sieg über Herrn de la Mennais unbedingt zugestanden werden muß. Einen wahrhaft komischen Anstrich haben mehrere Stellen, in welchen der Verfasser auf des Herrn de la Mennais Ansichten eingehen zu wollen scheint, aber auf einmal durch eine leichte Wendung den Lamennais'schen Unsinn in ein grelles Licht stellt. Kurz, es ist ihm gelungen, seinen Gegner in leichter französischer Manier lächerlich zu machen. Freilich gnügt uns ernsten Teutschen dies nicht. Wir müssen ihn abscheulich finden und so erscheint er oben in **N. 1.** „**Histoire secrete**“ u. s. w. Dabei ist es indeß auch dem Verfasser der „**Paroles d'un**

Mécréant aufgefallen, daß Herr de la Mennais eine Zeit prophezeiet, wo keine Großen, keine Fürsten, keine Könige mehr herrschen werden, wo Gott allein regieren wird!!! Dieß ist nun das goldne Zeitalter in spe. Aber sein Gott ist doch wohl niemand anders als der Papst. So scheint es auch der Mécréant verstanden zu haben, welcher so ein Wörtchen von päpstlichen Verbrechen fallen läßt; hinzusetzt, der Herr Croyant spreche aber davon nicht und dann die Seite mit Auslassungspunkten . . . . beschließt. Wir können nicht entscheiden, ob diese Auslassung eine Censurlücke ist, oder ob der Herr Mécréant aus Discretion verschweigt, was sich jeder leicht hinzudenken kann. —

3.

Die dritte Gegenschrift:

Paroles d'un Voyant, en réponse aux Paroles d'un Croyant, de M. L'abbé de la Mennais. Par *J. Auguste Chaho.* Paris à la librairie orientale de Prosper Dondey-Dupré. 1834.

weicht ebenfalls von dem methodischen Gange einer Abhandlung ab, und stellt, ungefähr wie die sub No. 2. angezeigte, in XXXI nur durch die überschriftlichen Zahlen von einander geschiedenen Sätzen, das auf, wodurch der Verfasser, (dessen Name Chaho uns übrigens in der französischen Gelehrtenrepublik noch nicht vorgekommen ist) den Herrn de la Mennais widerlegen zu können meint. Bescheiden nennt er selbst diese Widerlegung nur eine Antwort. Indeß kommt uns das Buch doch für eine bloße Antwort etwas zu stark, d. h. grob vor. Wir lesen:

„Le Croyant ignore ce qui a été, et lui-„même il ne sait pas ce qu'il croit.“

Und noch besser:

„Sache, croyant de la nuit, qu'auprès du „Christ vivant, allumé par le souffle de „Dieu, il n'est point de place pour toi „parmi les grands astres.“

Doch wir müssen uns bei diesem Buche, gewiß einer merkwürdigen Erscheinung in der Literatur, die Mühe geben, umständlich darüber zu berichten, wenn es klar werden soll, was der Verfasser ist, und, was er will.

Er nennt sich einen Sehenden, un voyant. Wer sind diese Sehenden?

Da wir die Antwort darauf mühsam in dem, den XXXI Abschnitten des Buchs vorangehenden Coup d'oeil haben zusammensuchen müssen, so kann es uns der geneigte Leser nicht verdenken, daß wir ihn nicht mit einem Worte, gleichsam wie mit einem Zauberschlage, zum Lichte verhelfen.

In diesem Coup d'oeil nehmlich läßt Herr Chaho seine Kenntniß der indischen Mythologie glänzen, und da wir Grund haben zu glauben, daß diese ein vom Herrn de la Mennais noch unbebautes Feld ist, so kommt es uns fast vor, als ob Hr. Chaho den Herrn de la Mennais durch die Seltsamkeit der in bunter Reihe hier aufgestellten Namen: Jao, Ormusd, Chourien, Dews, Naraiana, Kaeph, Chub, Ahriman, Vedams, — erst betäuben wolle, um ihn dann desto sicherer niederzuwerfen.

Dieser Mythologie zufolge sind die Sehenden — (welche übrigens meist les antiques genannt werden, — denn es muß freilich auch neuere geben, — wie könnte sonst Herr Chaho einer sein? —) la race du soleil et le peuple de Dieu — also die eigentlichen Kinder des Lichts.

Diese Sehenden (es sind immerfort die alten zu verstehen) lebten 3000 Jahre seit der Sündfluth in einem süßen und tiefen Frieden. Der lebende Christus erleuchtete sie im Garten des Mittags. Aber der Einbruch der Riesen aus dem Norden, der Celten, Scythen und Atlanten, am Ende des ersten Zeitalters änderte das Ansehen des Universums und stürzte die menschliche Gesellschaft in Barbarei. Sie hat sich von ihrem tiefen Falle noch nicht völlig wieder aufgerichtet. Der Freiheit folgte Knechtschaft; dem Lichte die Nacht; dem mittäglichen Worte (au verbe meridionale, was nach dem obigen von Christus ausging, ehe er noch die Erde betrat —) die — babylonische Sprachenverwirrung!

Nun entstand bürgerliche Ungleichheit, und dergleichen. Die Wahrheit aber nahm den Schleier des Sphynx und schloß sich in dem Tempel zu Eleusis ein. Um die Geheimnisse der Wissenschaft und Philosophie zu studieren, mußte man die heilige Sprache nothwendig lernen. Nun entstand das Priesterthum aus einer Academie von Greisen, — Kindern der Nacht! —

Die abergläubische Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Barbaren machte, daß ihnen die Priester das

entehrende Joch überwarfen, welches sie geschmiedet hatten. Der Verlust des mittäglichen Wortes (siehe oben) hatte zur Folge, daß der Mythus geschaffen werden mußte. Der Barbar verstand nicht, was er hörte; man mußte ihm Bilder vor die Augen stellen. Aber das Wort der Sehenden drückte in seiner göttlichen Wahrheit die wesentlichen Beziehungen der Wesen aus, und als die Priester ihre religiösen Mythen schufen, nahmen sie das Wort der Sehenden zu ihrem Führer. Die Sehenden hatten sich bis zur Erkenntniß Gottes erhoben, sie kannten die erste und ewige Ursache. Der Barbar hingegen, von jedem Phänomen in Staunen gesetzt, vergötterte die Wirkungen, die er für Ursachen ansahe und schuf die Dews (Genien). Die ägyptischen Priester findet Herr Chaho sehr geistreich. (Also geistreiche Kinder der Nacht, denn auch sie kamen ja aus der obenangezeigten Academie her!)

Ihr Schöpfer war Kneph, d. h. Feder, eine Anspielung auf seine luftige Natur (aérienne). Er wie fast alle indischen Gottheiten war in Himmelblau oder Naraiana gekleidet.

Die Sehenden beteten in ihrem Jao das höchste Wesen, den göttlichen Ocean der unendlichen Weisheit,

die reine Sonne ewiger Wahrheit an; die Barbaren beteten das Sonnenfeuer an.

In der Sprache der Sehenden war Feuer und Schlange Eins!

Die Barbaren verehrten nun die wirkliche Schlange.

Götzendienst und Fetischismus kam auf.

Seth oder Satan, die Schlange wurde von den Chaldäischen Priestern zum Symbole des Aberglaubens und der Barbarei genommen.

Die Braminen nannten sie Chub, die Aegyptier Typhon. Die Magier machten Ahriman daraus: Aer nehmlich = Schlange und Man = Mensch. Als der Götzendienst der Mythen den reinen Theismus verdrängte, verschwanden die Sehenden.

Von der alten Aera bis zur neuen hat sich nichts geändert! (So!? Das wäre doch sonderbar!)

Was nun folgt, ist von der Art, daß wir entweder fürchten müssen, Herrn Chaho nicht verstanden zu haben, oder annehmen, er habe etwas sehr Unchristliches gesagt.

Wir werden bald wieder darauf zurückkommen.

Aber, was sagst du, lieber Leser, zu diesem Chaho und seinem Chaos? Quousque tandem abutere — wo will das hinaus, dachten wir, als

wir diesen Coup d'oeil lasen. Weit, sehr weit holt Herr Chaho aus und umkreist den Herrn de la Mennais auf eine wahrhaft dämonische Art, läßt sich dann bisweilen aus seinen Höhen herab, wie ein Stoßvogel, versetzt Jenem mit Schnabel und Griffen in aller Geschwindigkeit etwas Tüchtiges und erhebt sich dann wieder auf schwarzen Flügeln zu seinen Dews! —

So viel ist uns indeß klar geworden, daß das, was Herr Chaho zunächst bezweckt, dieß ist, darzuthun, daß der Croyant ein Kind der Finsterniß ist, und darin mag er recht haben, wenn wir gleich seine Beweisart nicht billigen können. Ja wir scheuen uns nicht zu sagen, daß die Paroles d'un Voyant in ihrer Art und für eine gewisse Classe von Lesern wenigstens eben so gefährlich sind, als es die Paroles d'un Croyant jemals werden können. — Hr. Chaho ist nehmlich entweder ein Jude, oder ein Deist und zwar von der schlimmsten Art, oder wenigstens — kein Christ!

Erklären wir uns deutlicher. Schon der Umstand, daß er von einem Christus spricht, als Lichtgeber in einer Zeit lange vor der Erscheinung des eigentlichen Christus, muß uns vorsichtig machen, den von ihm oft gebrauchten Namen nicht falsch zu verstehen, wo er vorkommt.

Nach einigen Stellen ist unter Christus nichts an-

ders zu verstehen als die dem Verständigen (à l'homme intelligent) zu Theil gewordene uranfängliche Offenbarung der göttlichen Wahrheit; qui est le soleil, — setzt Herr Chaho hinzu.

In andern Stellen ist Christus ein nomen commune für die civilisateurs des enfants de la nuit. So lies't man z. B.:

„L'Esprit lumineux avait quatre noms „divins: Ormusd, Osiris, Chourien et: „Christ; et il ressemblait au soleil par „le visage et par l'ame à la verité de „Dieu."

Was sagst du dazu, denkender Leser? An einem andern Orte des feinen Büchleins heißt es:

„Le verbe primitif est son expression „naturelle, le depôt de ses oracles est „dans l'Ecriture, et les Voyans lui don- „nent alors le nom de Loi, qui n'a pas „encore été defini.

Wir meinen: Christus ist des Gesetzes Ende. Röm. X, 4.

Auch einen abscheulichen Ausfall auf den Christicolismus glauben wir gefunden zu haben, wollen aber lieber aus Menschenliebe annehmen, daß wir ihn

mißverstehen können, sonst verdiente dieser Chaho, daß man ihm mit seinem Buche ins Gesicht schlüge!!!

Dann und wann erwähnt der Verfasser auch le vraie Christe, aber immer so, daß es nicht gut möglich ist die Aehnlichkeit mit dem im Fleisch Erschienenen zu entdecken.

Männer von Bedeutung haben uns gesagt, es gäbe in Frankreich neben der bekannten Freiheitspropaganda noch eine ganz besondre, aus Juden, das heißt eben eigentlichen, wahren, wirklichen Juden, aber auch aus getauften, ja selbst unbeschnittenen Juden bestehende Propaganda, deren ganzes Streben darauf hinginge, das Christenthum abzuschaffen, den Mosaismus zu vertilgen, und dagegen eine ganz und blos natürliche Religion einzuführen. Diese Propaganda soll sich bereits viel Mühe gegeben haben, ihr System diesseits des Rheins einzuführen und soll sich nebenbei der Hoffnung hingeben, einst auch die Türken zu gewinnen. Wir lassen das letztere an seinen Ort gestellt sein; allein wir hatten schon früher keinen Grund, in die Nachricht Zweifel zu setzen, und halten sie nun, nachdem wir die Paroles d'un Voyant gelesen haben, für völlig gegründet; denn es will uns bedünken, es habe Herr

Chaho blos die Gelegenheit benutzt, seinen verderblichen Saamen auszustreuen.

Verlangst du, lieber Leser, noch etwas aus diesem Buche zu wissen? ich glaube nicht, also — apage.

Als wir den Titel lasen:

Paroles d'une Croyante. Par Mademoiselle *Aimable Le Bot*. Paris. Madame Charles-Béchet. 1834.

wollte es uns schlechterdings nicht zu Kopfe, daß eine liebenswürdige — so stellen wir uns nun einmal die

Französinnen vor — Dame, und noch dazu eine Demoiselle — ein Wort, das doch immer an zarte, sanfte Jungfräulichkeit erinnert, — sollte die Worte d'un Croyant und noch dazu eines solchen, wie Herr de la Mennais, bis zu Ende gelesen haben. Wir meinten, es hätte ihr, ehe sie noch bis zur Hälfte gekommen wäre, das Buch aus der Hand fallen müssen. Aber nein, diese aimable Demoiselle oder demoiselle Aimable — denn, leider, haben wir nicht die Ehre, sie zu kennen, — hat das Buch gelesen. Dafür ist ihr jedoch auch der Schweis ausgebrochen: „je suis en sueur" — aber ein kalter! „je me sens glacée." Aber wer hat dir, liebenswürdiges Kind, denn auch geheißen, das gottlose Buch zu lesen? Ihr sollt überhaupt nicht Alles lesen. Als Leserin ist dir es demnach schlecht gegangen; laß sehen, ob es dir als Widerlegerin besser gegangen ist?

Und wir können nicht läugnen, ein tiefes Gefühl für Wahrheit und Recht ist dieser Schriftstellerin eigen, und sie würde dem Herrn de la Mennais eine gefährliche Gegnerin sein können, wenn nicht ihre jungfräuliche Zartheit sie da zu seiner Lobrednerin machte, wo sie ihn tadeln und zurechtweisen will. So sagt sie z. B. S. 21. Je le répète, il juge les hommes

et les façonne sans doute sur les désirs de son grand coeur (ein solches glauben wir ihm nicht anrühmen zu können), et il est dans une erreur profonde; erreur pourtant glorieuse (auch das können wir so eigentlich nicht sagen), erreur d'un homme de génie, erreur d'une triste contemplation de ce qui est eloigne de mon esprit.

Je ne puis donc qu'admirer ses belles utopies. Man wundert sich wohl auch bisweilen über den Unsinn, wenn er groß genug ist, bewundert werden zu können. Aber, beste Demoiselle! ses belles utopies? ses belles? Ei, ei, wo dachten Sie hin? Wenn Sie, une Belle, nicht besser über das wahrhaft Schöne urtheilen können, als dieser Ihr Satz schließen läßt; dann — dann — nun dann denken Sie sich einmal selbst, was wir denken müssen.

Von Seite 27 an wird man gewahr, daß Mademoiselle Aimable le Bot überhaupt sehr belesen ist, was man schon aus ihrem wirklich schönen Style abnehmen kann. Sie hat auch den „Essai sur l'indifference“ gelesen. Aber was noch mehr ist, eine

Bekanntschaft, ja eine Vertrautheit mit den Büchern der Bibel zeigt sie, als ob sie — selbst ein Abbé wäre.

Und wenn nicht etwa ein solcher, — was man freilich nicht wissen kann, — ihr als Concordanz gedient hat, so ist man ihr aufrichtige, ungeheuchelte Achtung schuldig.

Nachdem sie nehmlich bis Seite 36 die Unwahrscheinlichkeit, das Unnatürliche und Uebertriebene in den „Paroles d'un Croyant" dargestellt hat, richtet sie ihre Angriffe gegen einzelne Behauptungen des Buchs, und widerlegt diese meistens durch Stellen der heil. Schrift. Sie sagt unter andern: „Deux choses m'étonnent de la part d'un philosophe chrétien méditant les divines Ecritures et concluant d'après leur autorité: c'est la manière, dont il parle de l'origine des rois, c'est l'anathème universel dont il scelle leur front; c'est l'appel à l'union, et, pour trancher le mot, à l'insurrection de tous les peuples. Qu'un déiste armé du Contrat social et sur l'autorité de Jean Jacques, nous prêche une telle doctrine, il ne sera pas en contradiction avec ses principes; mais qu'un ministre de l'Evangile use de l'autorité de son nom et de sa pa-

role, de l'influence de son talent et de l'ascendant de son génie pour persuader aux disciples de Christ que tout ce qu'il annonce est conforme à la parole de Dieu, que sa théorie est la véritable expression des livres sacrés, alors que ces livres divins renferment un langage et une doctrine contraires, certes, il y a là au moins de quoi motiver l'étonnement.

Einen Beweis für das richtige Gefühl der Verfasserin giebt diese Stelle; eben so für die Zartheit ihrer Empfindung. Aber als Kämpferin gegen Herrn de la Mennais kann sie nicht auftreten. Ihre Waffen sind die Klagetöne Philomelens; damit ist aber gegen den Verfasser der „Paroles d'un Croyant“ nichts auszurichten, denn dieser verdient eigentlich — — den Stock!!

In der That, wir scheiden mit Ehrerbietung von Mademoiselle **Aimable le Bot** und bitten sie schlüßlich, ohne Ironie, um Verzeihung für den Scherz, zu welchem uns das unerwartete Hervortreten einer Dame in einer solchen Angelegenheit veranlaßte.

5.

Ob ein Lamennais verdient, besungen zu werden, möchte noch die Frage sein. Indeß ist ein Gedicht an ihn erschienen, das Erwähnung und Beachtung verdient.

A. M. L'Abbé de la Mennais,
Auteur des
PAROLES D'UN CROYANT
Par
M. J. Huber.

Auf dem farbigen Umschlag aber steht:

Le quel de nous
EST LE CROYANT?
à
M. L'Abbé de la Mennais.

Das Gedicht ist sehr fließend geschrieben, zeugt von der Kraft des Dichters, entwickelt hohe Ideen und hat einige ganz vorzüglich schöne Stellen.

Wir theilen es in der Uebersetzung mit, und glauben Herrn Huber dadurch einen besondern Beweis unserer Achtung zu geben.

Ruhm Dir! Du hast's gesagt! Seinen Propheten
Hat das Jahrhundert — bei des Gläubigen Stimme
Hob ich das Haupt, — Gläubig! Wer ist es noch,
In diesen kühlen Tagen voller Zweifel?
O mög' er reden! Still hör ich ihm zu;
Es mögen seine süßen, frommen Lieder
Aus meiner Seele Schmerz und Zweifel bannen.

Horcht! — Eitle Hoffnung! — denn er redete. —
Voll Täuschung wie sein Fanatismus, breitet
Er rings Entsetzen, bangen Schrecken aus.
Dein Glaube, Priester, flammt, nur lohe Fackel;
Dein Mitleid wirft ein blutig Kleid uns zu;
Auf Unglück hoffst Du nur!

Du rufest, „Wehe! — Seltsames Geräusch
„Vernimmt mein Ohr; es ist der Menschen Kampf,
„Die Herrscher stürzen hin, vor Furcht erstarrt;
„Die Berge wanken; blutig wogt das Meer,
„Bluttaufe hat den Erdenball verjüngt,
„Es ist das ewige, rechtmäßige Gesetz
„Des Weltalls das sich selbst verzehrt,
„Ein Mann nur blieb, ein Einz'ger, es zu künden
„Und dieser Einzige bin ich."

Diener der Gottheit; ja Du warst es noch,
Als Deine Zeit Du aus dem Zweifel rissest,
Den sie verehrt, und ihren Glauben wecktest.
Als Du mit festem, großem, hellem Blick
Der Freiheit heilig Banner heften wolltest
An Petri hohes Kreuz.

Du warst es noch, als Deine süße Rede
Im Namen dessen, der da tröstet, gab
Dem Heimathslosen, voll von seinem Schmerz,
Mehr als was eine Hand ihm reichen kann:
Der Hoffnung Glauben, ein verstehend Herz
Und eine Brust die seine Thränen barg.

Welch Fieber faßte Deinen Genius,
Und wessen Schatten störte Deinen Schlummer?
War's Brutus, Saul, Marat, Jesaia? Sahst Du
Auf seiner Stirn die Palmen des Propheten?
Wie, oder stürzte Dich die rothe Kappe
Auf Deinem Haupt, als Du erwachtest, Priester!
In wilde Raserei?

„Nicht Ordnung ist, nicht Frieden mehr auf Erden,
„Nicht mehr Vernunft für Dich — Dir bleiben nur
„Zwei Banner und zwei Kriegesloosungen.
„Zwei Lager schuf in seinem Werke Gott,
„Zwei Theile bildet er — auf einer Seite
„Die Tugend, auf der anderen Verbrechen;
„Befleckte Scepter hier, dort heil'ge Dolche,

„Hier wilde Henker, bleiche Opfer dort.
„Das Laster ist der einz'ge Gott der Städte.
„Der schmutzigen, mit seinen gift'gen Armen
„Umfaßt es rings die Welt, — nur Eisen heilt. —
„Der Großen Mitleid, falsche Münze ist's,
„Tyrannen sind die Starken, und Betrogne
„Die Schwachen sämmtlich. — Nur der Arme ist
„Allein gerecht und heilig ist die Jugend.
„Im Beichtstuhl hörtest Du der Großen Klage,
„Sie sind am Herzen krank — das ist die Stelle
„Dort trefft — Du kennst die Heimlichkeiten Alle
„Der H—e, sie ist roth, vom Blute roth
„Verspottet ist ihr Purpur. — Junge Krieger
„Dahin den Stoß! — dahin! stets nach dem Herzen!
„Die Märtyrer im Himmel preisen Euch,
„Gesegnet werdet Ihr, denn Ihr seid Engel,
„Die gegen Satan Gott bewaffnet hat."

So faßt das Volk Dich, das Dir zugehört.
Der Tod bewacht den Weg zu Deinem Eden.
Verbrechen sollen uns're Leiden mildern,
Der Donnerkeil die Sklavenketten sprengen . . . .
Woher hast Du das Recht, die Welt zu kränken?

Der Engel rief nicht drei Mal: Adonaï.
Du bist kein Gott — Mensch! — Donner ist dein Wort,
Allein des Sinaï heil'ge Stimme nicht.

Wer sagte Dir das ewige Geheimniß?
Hast Du gebetet? . . das Gebet allein
Ist eine grade Bahn, von Schlichen frei.
Ich will Dir glauben, wenn Dein Wissen
Demüthig ist wie das Vertrauen
Und innig wie der Liebe reine Gluth.

In Deinem Herzen wüthen grimme Stürme,
O Priester — nur die klaren Fluthen spiegeln
Des Himmels Blau zurück, — der Friede meidet
Scheu Deinen Blick — Kämpfe sind Deine Lust.
Gefesselt warst Du an dem Hochaltar,
Vorbei zog das Jahrhundert, seine Fluthen
Vorüber wälzend, — den Vulcan in Dir
Entzündet der Verstand — Du richtetest
Dich auf, und riefest Freiheit! — sprangst hervor,
Und scheiterst an des Vaticanes Fuß. —
Dein Freiheitsruf war nichts als Lästerung

Und um dem Bannfluch zu entgehen, mußte
Den Boden Deine Stirn demüthig küssen,
Du reuig Allen solch' ein Beispiel geben —
Doch Deinen Armen blieb die Simsonskraft,
Und heute reißt der Mensch den Tempel ein,
In dem der Priester schwer beleidigt ward.

Vom Gipfel des kathol'schen Roms gestürzt,
Schweift überall herum Dein Seherblick.
Der Kirche Heil'ge wenden sich von Dir.
Doch um Beleidigungen schwer zu rächen
Besitzt die Erde Eisen und Empörer. —
Du rufst: „Meineid'ger Engel! — Steh' mir bei,
O Volk! Ihr Kriegerjünglinge, zu mir!"
Laß Deine heil'gen Eumeniden wüthen!
Muth. — Triff die Großen dieser Welt,
Triff diese Unverschämten, Hinterlist'gen
Genährt von Blut und Gold, Aeonen lang.
Trag' auf des Tabor Gipfel sie, noch röchelnd;
Der Throne und der Tempel Trümmer häufe —
Zerbrich in Stücke Kronen und Tiaren
Erhebe Deine Hände auf zum Himmel
Indem den Tod Du anrufst! — Trag das Kreuz
In einer Faust, die Fackel in der andern. —

Wie ein Apostel sing' ein Lied der Liebe. —
Wirf Dich im Staube nieder vor der Gottheit.
Aus Deinem Werk mach' einen Scheiterhaufen,
Bediene Dich um ihn in Brand zu setzen
Des Evangeliums. — Schöne Ruhmesernte
Auf einem Felde der Verheerung, wo
Der Henker selbst die Aehren hat geschnitten;
Ein Feld vom Skepticismus ausgetrocknet;
Ein Feld des Ruhmes und der Metzelei,
Auf dem sich alle Sieger lagerten.

Aus Stolz ist Deine Krone, nicht aus Dornen;
Du bist nicht der, der betet und verzeiht,
Erdrückt vom Kreuz, mishandelt von den Kriegern;
Dein Gott ist nicht der Gott des heil'gen Franz
Von Paula — der den armen Schwankenden
Die Schultern lieh um ihren Schritt zu stützen. —
Belzunz sprach Sterbenden noch von Genesung
Und zeigt als Führer in den Himmel ihnen
Die Hoffnung — doch er macht es nicht wie du,
Goß in die pesterfüllte Beule nicht das Gift. —
O Deiner Liebe, Deines Mitleids Thränen
Sind Töne nur des Zornes und der Wuth;
Dein Haß, der wild des Armen Schmerzen reizt,

Steckt Mitleids baar sein Lagerstroh in Brand.
Ein Hymnus an das Unglück ist das heil'ge,
Das gotterfüllte Evangelium.
Sein Wohlklang schwebt auf Deinen Lippen zwar,
Allein sein Geist weilt nicht in Deinem Herzen.

Dichter! Du hast Erhabenes gesungen. —
Dem Bergstrom, der dahin braust, gleicht Dein Lied.
Es gleicht des aufgescheuchten Adlers Schrei. —
Doch Tugenden giebt's, die Du nicht verstehst,
Ahnung der Zukunft, die Du nicht begreifst,
Und einen Hochgesang, den Du nicht sangest. —

Der Bergstrom, wenn er Damm und Ketten sprengt
Und donnernd niederbraust, weiß von den Ebnen
Wo seine Wellen glänzen, sterben — nichts.
Das Bächlein uns'rer grünen Wiesen aber
Erfährt von neubelebten Blumenufern
Der reinen Fluth anmuthiges Geheimniß.

Der Adler, der des Himmels Wölbung streift,
Vom Ungewitter auf die Sonnenbahn
Des Strahlenglanzes hingeschleudert, weiß

Nichts von der Erde freundlichem Geheimniß
Das der vertrauten Liebe süßem Sänger,
Der friedlich sich sein Nest baut unter Blüthen,
Geoffenbart wird in der Bäume Rauschen. —

Gerechter, edler Eifer, frommer Muth,
Wehrloser Schwachen Rechte zu beschirmen!
Tyrannen aber giebt es überall,
Bedrängt sind Alle, die beleidigt werden.
Du kannst die Menschen in Erstaunen setzen
Und ihre Blicke folgen Deinen Schritten;
Mit Ruhm und Lorbeer schmückt Dich schon die Thorheit.
Ein Kämpfer im Gewand des Priesters, — Krieger
Voll Kühnheit, den der Zufall schleuderte
An unsrer Meere ungewisse Riffe,
Der sich dem Wogendrange überläßt,
Und von dem Molo der Autorität
Hin zu des Schisma jähem Wirbel dringt;
Vom festen Felsen der Dreieinigkeit,
Zum großen Pharus uns'res Journalismus,
Und von dem alten Golfe des Papismus
Bis zu der Freiheit schönem, sicher'm Port.
Ein Jacobiner-Luther, der den Herrschern
Das Evangelium schleudert an das Haupt;

Ein Robespierre im Priestermantel, sitzend
Auf der Sibylle Dreifuß; Alles das
Muß in die Augen fallen; doch, Du weißt,
Zwei Arten unterscheidet man des Ruhms:
Den Ruhm der Tugend und den Ruhm des Sieges,
Der Eine füllt mit lärmendem Geräusch
Prachtvollen Lobes rings umher die Erde.
Der Andre ist das heilige Geheimniß
Der Engel, das sie flüsternd sich vertrauen.
Fehlt eine Rolle Dir auf dieser Erdenbühne,
So weiß ich solche, würdig Deines Geistes,
Und größer als die große Volkstribune.
Machtgier'ger, Märtyrer, und selbst Propheten
Zu uns'rer Zeit.

Zwischen der Welt, die rasch im Sturze sinkt,
Und jener neuen, die sich dann erhebt,
Steig auf den Fels, der ewig sicher fußt,
Wo sich die brausend wilden Sturmesfluthen
Ohnmächtig brechen. — Blick von dort herab,
— Nachsinnend, wie der Krieger auf dem Hügel,
Der seine Mannen zählt und Schlachten wägt, —
Auf unsre Erde, wo Geschicke kämpfen,

Auf jene Lager, die der Haß geordnet,
Blick hin und Du wirst sehn:

Mehr als ein Truggebild in Nichts verschwinden;
Tugend im Purpur wie in nied'rer Hütte
Und Laster, gleich, in unsern Neigungen;
Zwei Lager nicht, die wilder Zorn gestaltet,
Doch zwei Parthei'n, die Guten und die Bösen,
Bei Deiner Brüder Irrthum, bei den Menschen.
Gott wird nicht zu Dir sagen: Diesen Sieg
Und Jenen Knechtschaft, Jenen Niederlage;
Die Einen Sieger, und besiegt die Andern. —
Sohn, wird er sprechen Solche kröne Sieg,
Die für der Völker kommende Geschichte
Die meiste Weisheit, meiste Tugend bringen.

Dann wirst des Genius Rolle Du begreifen;
Die alten Mauern werden wanken, stürzen
Unter des Denkens mächt'gem Widderstoß.
Und auf den Trümmern dieser großen Bresche
Sagen der Heiland und die Freiheit, die
Dort schweigend wachen, nicht zu allen Menschen:

Geht weiter, wenn Eu'r reines Herz die Heimath
Wahrhaftig ehrt, sucht im gelobten Lande
Das Leben; geht hinüber. —

Geht auf das Schiff der Revolution
Wenn kühne Lootsen, unter wilden Stürmen
Die Herzen ihr, doch nicht die Leidenschaften
Rings um Euch zu versammeln wißt.

Geht, um die neue Erde zu bebauen,
Krieger und Bürger, wenn vereinet Ihr
Dasselbe Schwerdt erhebt vor Euren Feinden,
Und wirken könnt und beten für Eu'r Land.

Du aber blicke vor uns in die Ferne!
Der Du die Zukunft siehst in dunkler Nacht,
Siehst Du nicht auch daß, alles Heil der Welt
Auf der Gerechtigkeit für Alle ruht?
Sprich, führte niemals Dich Dein alter Vater
Auf's väterliche Feld; hat Deine Mutter
Nie mit dem Gruß des Friedens Dich gesegnet?
Erfuhrst Du nie die Kunde von dem Leben

Durch einer Jungfrau heißen Liebesseufzer,
Die weinend niederkniete im Gebet?
Sahst nimmer Du die Reue? — Sahst Du nimmer
Der jungen Mutter Angst und ihre Stärke?
Nie einen Greis verzeihn? den Feind nie lächeln
In seinen Thränen, wider seinen Willen,
Wie Sonnenstrahl durch finst're Wolken bricht? . . .
Thränen und Azurblick, ein lieblich Bild
Des Grames und der Hoffnung!

So hoffe selbst! Von Deinen heißen Lippen
Halt jene Fluthen bittern Hasses fern,
Die Dir den Tag verhüllen, — ungerecht
Dich machen. — Glaube mir, der Genius
Ist lange nicht so göttlich wie die Liebe.

Für Alle Wahrheit! Gotteslästr'rer sind
Die Schmeichler Alle: — so der Könige,
Mit feilen Lippen, wie des Volkes Schmeichler
Mit stolz geblähtem Herzen. — Größer als der Schiffbruch
Aufrecht am Steuerruder, schleud're Du

Nach allen Seiten Deines Blitzes Flammen.
Zerschmettre rasch die Ceder, laß sie stürzen,
Wenn über'm Schlund sie frech die Stirne hebt.
Trotze dem falschen Götzenbild des Volksthums,
Das unterm Joche so viel Sklaven führt
Zum wankenden Altar, auf welchem man
Sein Vaterland und sein Gewissen opfert.

Allein, verkannt, vielleicht vergessen auch
Von der Geschichte, werden, es ist wahr,
Nicht Hymnen mehr zu Deinem Ruhm erschallen.
Die Seele stärke — auf zum Himmel blickend —
Dann kehre zu dem Kampf und schone Niemand.
Triff hart den Haß, vor lauter Galle schäumend,
Der Zwerge Stolz, dem Jeder gern sich hingibt,
Des Neides und des Irrthums schleichend Fieber,
Die faule Stirn der trägen Weichlichkeit,
Den Riesen Trugschluß, der die Erd' umspannt,
Der Thoren Wollen, die verderbten Wünsche. —
Laß hoch Dein Banner flattern!
Der heil'gen Menschlichkeit erhab'nes Banner.
Triff alle die Partheien, die zur Rechten,
Zur Linken Dir sich drängen dicht und eng,

Wie ihre einzige Idee in ihrem Hirn.
Von vorne greif' sie an und von der Seite
Bekämpfe Alle, in dem Ungeheuer
Des Egoismus.
Zerreiß den Mantel ihm des Bürgerthums
Den die Unsinn'gen schleppen durch den Koth.
Besänftige ihr unvernünftig Wesen
Durch die Vernunft, — durch Wohlthun ihre Leiden. —
Belehre sie mit Deines Wortes Donner
Und öffne Deine Arme sie zu einen.
Den Fanatismus wende gegen Böses;
Das Böse ist der erste der Tyrannen,
Den Du vernichten mußt; es ist der König,
Den jegliche Parthei mit dem Cynismus
Gekrönt; es sinke wieder in die Hölle
Erstickt im Purpur wie in seiner Nacktheit,
Wohin es Gott geschleudert hatte; denn
Das Böse ist allein die Zwingherrnschaft,
Das Gute aber ist allein die Freiheit.

Muth! das dein Zweck. Vorwärts, das Deine
Bahn. —
Laß uns der alten Brücke Wölbung, welche

Jahrhunderte verbindet mit einander,
Erweitern durch ein edles Streben, doch
Zertrümmern nicht. Was willst Du unter uns,
Wenn Deine Liebe sich in schwarzer Galle
Allein ergießen kann? —
Was sollst Du vor dem Altar zeigen, sprich:
Die Schrecken Deiner Seele,
Oder des Himmels Hoffnung?

Bete — für Alle! — Schon genug der Stimmen
In unserm Streit; wir brauchen nicht die Deine.
Doch Allen sage, daß durch diese Kämpfe
Gott unsre Herzen probt und uns erforscht;
Daß unsre Jungfraun, unsre Kinder bald
Zum neuen Morgenroth den Führer finden;
Der Unschuld lehre Du, zu unsrer Rettung
Ein neues, ein gemeinschaftlich Gebet;
Laß vor demselben Vater sie die Hände
Zum Himmel heben, fromm, einmüthiglich. —
Denn wir,
Wir beten nicht mehr. — Priester, kniee nieder!
Gen Himmel steigt ein jeglicher Gesang,
Die Herzen einen sich zu ew'gem Glanz.

Ist gleich von uns noch jene Stunde fern,
Sie sei es nicht für Dich! — Der neue Glaube
Sei Friede, Allen, süßer, heil'ger Friede.

An Tugend glaub' ich. — Laster siehst Du nur.
Ich sah des Friedens Gott, des Zornes Du. —
Du glaubst ihn wüthend, ich glaub' ihn gerecht.
Wer von uns Beiden ist der Gläubige?

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Worte der Vernunft, des Rechtes und der Freiheit gegen Abbé de la Mennais '
Worte eines Gläubigen'

Leipzig 1834

Ph.pr. 1278 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10042282-2